Reise
in die beyden
Louisianen
unter die
wilden Völkerschaften am Missouri,
durch
die vereinigten Staaten
und
die Provinzen am Ohio,
in den Jahren 1801., 1802. und 1803.

Nebst
einer Darstellung der Sitten, der Lebensweise, des Charakters und der religiösen und bürgerlichen Gebräuche der verschiedenen Völker jener Gegenden.

Nach
dem Französischen des Herrn Perrin du Lac
von
K. L. M. Müller.

M.J.SCHLEIDEN

Zweyter Theil.

Leipzig, 1807.
bey Johann Conrad Hinrichs.

Inhalts-Verzeichniß.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Friede der Wilden. Feyerlichkeiten dabey. . . Seite 3

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Tanz des Calûmet. . . . . — 9

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Sonnentanz. . . . . — 16

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Ochsentanz. . . . . — 20

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Kleidung, Wohnung, Temperament und Körperbeschaffenheit der Wilden am obern Missouri. Ihre Waffen. . . . . . . Seite 22

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Liebe und Heirath der Wilden. . . . — 31

Vierzigstes und Ein und Vierzigstes Kapitel.

Abreise aus dem obern Louisiana. Cap Girardot. Neu-Madrid. Forts, Ecores genannt. — Fluß und Dorf der Arkansas; Natchez; Roche à Davion oder Wilkinsonville; Fluß und Niederlassung von Washita; Monopole der spanischen Commandanten. . . . — 37

Zwey und Vierzigstes Kapitel.

Nachitoches. Baton-rouge; Pointe-coupée; Acadier; Ufer der Deutschen; Atakapas und Apelusas. Bau des Indigo, ersetzt durch den des Zuckers. . . . . . . — 44

Drey und Vierzigstes Kapitel.

Ankunft in Neuorleans; la Salle; Iberville; Niederlassung von Neuorleans. Abtretung von Louisiana an Herrn de Crozat. Ueberlassung an Spanien; Erbauung, Bevölkerung, Polizey von Neuorleans; Seine Regierung. Sitten und Gebräuche der Einwohner. . Seite 49

Vier und Vierzigstes Kapitel.

Handels-Uebersicht und Einkünfte von Louisiana. — 54

Fünf und Vierzigstes Kapitel.

Sklaverey. Freye Neger. Mulatten. . . — 59

Sechs und Vierzigstes Kapitel.

Betragen, welches man gegen die Wilden zu beobachten hat, deren Freundschaft man sucht. — 62

Sieben und Vierzigstes Kapitel.

Vortheile des Bodens von Louisiana für Frankreich und diejenigen, welche es seiner Marine bringen kann. . . . . . — 64

Acht und Vierzigstes Kapitel.

Handelsvortheile. Handel mit Pelzwerk. Mittel, in den See Owinipike zu gelangen. . Seite 66

Neun und Vierzigstes Kapitel.

Abreise von Neu-Orleans. Fort Plaquemine, erbaut von Herrn von Carondelet. Fort Bourbon; la Balise, Pilote Major. Ausschließendes Privilegium. . . . . — 70

Anhang. Louisiana in politischer Hinsicht betrachtet. . . . . — 73

Funfzigstes Kapitel.

Gründe, welche den Verkauf von Louisiana haben veranlassen können. . . . . — 81

Leben des Amerikaners, George August Bowles. — 87

Kurze Beschreibung des Zuckerrohrs und der Bereitung des Zuckers. . . . . . — 111

Reise

in

die beyden Louisianen

und

durch die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Zweyter Theil.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Friede der Wilden. Feyerlichkeiten dabey.

Selten entschließen sich zwey wilde Nationen eher zu einem Frieden, als bis sie einander Alles nur mögliche Uebel zugefügt haben. Sind sie endlich des gegenseitigen Mordens und Raubens müde, dann suchen sie sich zu nähern. Diejenige, welche der andern bedarf, entweder um auf dem Gebiete derselben zu jagen, oder um Lebensmittel und Pferde einzutauschen, die sie sich sonst nicht verschaffen kann, macht gewöhnlich den Anfang der Annäherung. Die von den civilisirten Nationen am entferntesten wohnenden kommen wegen Mangel an Waffen und Munition am ersten in diese Nothwendigkeit.

In jedem wilden Dorfe giebt es einige, welche, entweder um sich zu verheyrathen, oder aus Laune, ihre Nationen verlassen, und sich unter der fremden niedergelassen haben. Einmal von den neuen Gefährten, welche sie sich gewählt haben, aufgenommen, werden sie ganz, selbst zur Zeit des Kriegs, wie im Lande gebohren, betrachtet. Diese

Menschen nun sind es, deren man sich gewöhnlich zu Ueberbringung von Friedensanträgen bedient. Findet sich unter der Nation, mit der man sich vertragen will, kein solcher, so fordert man einige Vornehme einer andern mit jenen Beyden in Freundschaft lebenden Nation auf; denn für die Krieger beyder Partheyen würde es nicht wohlgethan seyn, wenn sie selbst Friedensboten seyn wollten; sie würden in Gefahr kommen, ermordet zu werden, wenn die Bedingungen des Friedens nicht angenommen würden.

Nachdem man die zu hoffenden Vortheile des Friedens reiflich erwogen hat, stellt man einem jener Menschen einen ledernen Sack zu, mit Tabak angefüllt und an einem Stricke befestigt, woran man eben so viel Knoten knüpft, als die Nation, mit der man unterhandeln will, Dörfer zählt. Wenn der Abgesandte nun beym ersten angekommen ist, geht er des Nachts hinein, und begiebt sich so heimlich als möglich in die Hütte des großen Anführers oder sonst eines Vornehmen, dem er sogleich den Zweck seiner Sendung offenbart, und den Sack zustellt, den er erhalten hat. Den andern Morgen ruft dieser dann die Vornehmen und die Kriegsanführer zusammen und theilt ihnen den erhaltenen Antrag mit, indem er ihnen zugleich seine Meynung eröffnet und das Friedenszeichen überliefert. Findet die Versammlung den Vorschlag annehmlich, so wird der Sack demjenigen Krieger zugestellt, von dem man weiß, daß er den stärksten Haß gegen die Nation nährt, welche die Anträge gethan hat; er öffnet ihn dann, nimmt den Tabak und stopft einige Pfeifen damit, raucht und läßt auch die andern Anwesenden rauchen. Ist die ganze übrige Nation

noch in dem nehmlichen Dorfe versammelt, so theilt er das Uebrige unter die Verdienstvollsten; im gegenseitigen Falle aber macht er den Sack wieder zu, indem er sorgfältig einen Knoten weniger knüpft, um den Anführern der andern Dörfer zu zeigen, daß sie die Vorschläge angenommen haben. Ist diese erste Feyerlichkeit vorüber, so meldet der Führer dem Abgeordneten, daß die Nation, welche ihn gesendet hat, zum Calümet kommen kann, daß man sie freundschaftlich aufnehmen werde, und daß, wenn sie nicht kommen sollte, er selbst zu einer gewissen Zeit einige von seinen Leuten dorthin absenden wolle. Findet man es nach gepflogener Berathschlagung nicht für vortheilhaft, den Frieden anzunehmen, so wird der Sack zurück geschickt, ohne daß man ihn eröffnet, und der Führer trägt dem Abgesandten auf, denen die ihn sandten, zu melden, daß man nichts mit ihnen zu schaffen haben wolle. Diese abschlägliche Antwort ist dann gemeiniglich das Zeichen zu neuen Kriegen, bis endlich annehmlichere Anträge erfolgen.

Wenn die beyden Nationen über die Nützlichkeit des Friedens einig sind, so schickt die eine sogleich einen Führer ab, der sich von einer gewissen Anzahl von Kriegern begleiten läßt, die jedoch selten über fünf und zwanzig steigt. Vor ihrem Abzuge versammlen sich alle Führer und Vornehme in der Hütte der Alten; der Friedens-Calümet wird mit Pomp aus der Matte genommen, worein er gewickelt war, und die Fahne, (wenn sie eine von den Weissen erhalten haben,) durch einen der Tapfersten mit Zeichen außerordentlicher Ehrfurcht herbeygebracht. In Gegenwart dieser verehrten Gegenstände beräth man sich über die

Gesandtschaft, und unterrichtet die Abgeordneten in dem, was sie sagen und thun sollen. Während dieser Berathung wird ein großer Kessel mit Fleisch aufs Feuer gesetzt, der Friedenstabak wird hervorgelangt, und das Calûmet mit diesem angefüllt, der aber nicht eher geraucht werden darf, als bis die Deputation jener Nation erscheint, mit der man Freundschaft stiften will. Die Pfeife ist meistentheils von einem rothen Steine, von ausnehmend feinem Korne, und so schön polirt, als wäre sie aus den Händen unserer besten Arbeiter in dieser Art hervorgegangen. Das Rohr selbst ist von einem markichten Holze und blau gefärbt, wie der Himmel. Jede andere Farbe würde hier von böser Vorbedeutung seyn. Roth erinnerte sie an vergossenes Blut, Grün an die Sterblichkeit, Weiß und Gelb an einen stürmischen und düstern Himmel.

Ist das Fleisch zum Feste endlich gahr gekocht, so theilt es ein Diener *) in eben so viel Stücke, als sich Personen in der Versammlung befinden. Die erste Portion wird vor das Calûmet und die Fahne gelegt. Ehe noch Jemand anfängt zu essen, steht der Vornehmste auf, schneidet drey Stücke Fleisch ab, faßt sie mit den Fingerspitzen an, und bietet sie dem Herrn des Himmels, der Sonne, der Erde, dem Calûmet und der Fahne zum Opfer dar,

*) So nennen sie Männer in Weibskleidern, wovon an einem andern Orte mehr vorkommen wird. Bisweilen nehmen sie Gefangene dazu, die sie von Kindheit an zu dieser entehrenden Arbeit bestimmen.

und nachdem er diese angerufen hat, daß sie ihr Unterneh- men segnen möchten, wirft er sie ins Feuer. Hierauf nimmt er einen Löffel voll Fleischbrühe, und schüttet ihn nach gleichen Feyerlichkeiten an drey verschiedenen Orten gleichfalls ins Feuer. Nunmehro nimmt er seinen Platz wieder ein. Der Diener setzt nun die Schüssel vor ihn, woraus die Opfergaben genommen wurden, von denen er zuerst ißt. Die ganze Versammlung folgt sodann seinem Beyspiele, indem sie sich der Hoffnung und Freude über- läßt. Nach der Mahlzeit rauchen Alle, und rüsten sich nun mit dem Friedens-Calûmet und der Fahne zur Ab- reise zu derjenigen Nation, die sich ihnen befreundet. Die- jenigen, welche jene köstlichen Gegenstände tragen sollen, stehen auf, um sie aus den Händen des Vornehmsten zu empfangen. Hierauf setzt sich Alles in Bewegung.

Beym Anblick des Dorfes, in welches sie en Calumet gehen wollen, machen die Abgesandten durch Zeichen den Zweck ihrer Ankunft deutlich, und nähern sich nicht eher, als bis sie ein Krieger dazu einladet. Nun kommen sie bis auf eines Schusses Weite heran. Der Träger des Calû- met muß immer das eine Ende davon gegen das Dorf keh- ren, und so wie der Fahnenträger die ganze Zeit stehen, wo der Führer und die Vornehmen über die Art des Em- pfanges und die Geschenke rathschlagen, welche dargebracht werden sollen. Meistens bestehen diese in Pferden und Waffen.

Ist dieses in Ordnung gebracht, so verläßt Jedermann das Dorf, die Geschenke tragend oder führend, welche er

geben will. Man nähert sich den Deputirten, und nachdem man sie hat rauchen lassen, bieten die Kinder die Geschenke dar. Hierauf ladet sie der große Führer ein, einzutreten, und er selbst zieht an ihrer Spitze bis zur großen Hütte. Hier werden die Träger des Calûmet und der Fahne genöthigt, sich an den ersten Platz auf eine sehr schöne Haut zu setzen; die Krieger beyder Nationen vermischen sich und geben einander Zeichen der Freundschaft. Von allen Seiten bringt man Fleisch herbey, auch zur Zeit der Erndte allerley Baumfrüchte. Nach dem Mahle machen die Deputirten ihre Anträge, welche meistens darinnen bestehen, sich den Durchzug durch ihre Gebiete zu gestatten, um auf die Jagd zu gehen, oder sich an einem bestimmten Orte zum Tanz, Rauchen oder gemeinschaftlichen Essen zu versammeln, sich Geschenke zu machen oder Pferde, Zelte, Ochsenhäute, Mais gegen Flinten, Pulver, Kessel und andere Waaren zu vertauschen, deren die einen bedürfen, und woran die andern einen Ueberfluß haben.

Nachdem man sich feyerlichst das Wort gegeben hat, mit einander fernerhin in Frieden und gutem Einverständnisse zu leben, wird von Allen aus dem Friedens-Calûmet geraucht, und man denkt nur darauf, die Deputirten gehörig zu bewirthen. Diese kehren hierauf in ihr Dorf zurück, und überbringen demselben die Nachricht von dem, was sie ausgerichtet haben.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Tanz des Calûmet.

Die Wilden haben verschiedene Arten von Tänzen, welche sich durch die vorhergehenden oder nachfolgenden Feyerlichkeiten, durch die Handlungen, welche sie darstellen, und durch die Gegenstände, denen sie gewidmet sind, unterscheiden. Die vornehmsten sind: Der Tanz der Haarschöpfe, dessen in dem Kapitel vom Kriege gedacht worden ist, der des Calûmet, der der Sonne und der des Ochsen. Ihr äußerst ernsthaftes Wesen bey ihren verschiedenen Vergnügungen bildet gegen ihre hastigen Bewegungen und höchst komischen Gesten einen so sonderbaren Contrast, daß der fremde Zuschauer oft gar nicht errathen kann, welche Empfindung sie eigentlich bewegt.

Der Tanz des Calûmet findet eigentlich nur dann statt, wenn mehrere freundschaftliche Nationen beysammen sind, oder doch nicht gar weit von einander im Lager stehen. Diejenige, welche den Calûmet tanzen will, thut der andern den Vorschlag dazu auf folgende Weise:

Im Gefolge von fünf bis sechs ausgezeichneten Kriegern stellt sich einer der Führer demjenigen dar, für den man den Calümet tanzen will, indem er einen solchen mit dem besten Taback, den er bekommen kann, angefüllt in der Hand hält. Diesen legt er zu seinen Füßen nieder, bittet ihn zu rauchen, und theilt ihm das Verlangen der Seinigen mit, sich mit seinen Leuten zu vergnügen und ihm und seinen Kindern zur Ehre und Ergötzung den Calümet zu tanzen. Nimmt dies der Führer an, so ergreift er den Calümet, zündet ihn selbst an und raucht, dann bezeigen ihm die Krieger ihre Freude auf die ausschweifendste Art. Sie lassen seine Kinder herbey kommen, liebkosen sie eines nach dem andern, indem sie ihnen mehrere Male mit den Händen über den ganzen Körper streichen. Nimmt er es aber nicht an, so weißt er den Calümet zurück, sagt den Abgeordneten, daß er und die Seinen des Mitleids werth ist *), und daß sie nicht die zur Feyer eines solchen Festes nothwendigen Gegenstände besitzen. Er bittet sie dann, diese Lustparthie bis auf eine gelegenere Zeit zu verschieben.

Der Führer aber, der die Ehre des Tanzes angenommen hat, ruft seine nächsten Verwandten in seine Hütte zusammen, und bittet sie, Mitleid mit ihm und seinen Kindern zu haben, und ihm zu helfen, daß er dem Calümet, den man für ihn tanzen will, Ehre mache. Alle

---

*) Dieser Ausdruck ist wörtlich übersetzt und findet sich bey allen Wilden in Nordamerika.

beeifern sich sodann, ihm so viel sie nur haben, darzubringen; und das sind denn meistens Pferde oder Waffen.

Wenn die Verwandten die Quantität und Qualität der Geschenke, die sie machen wollen, angekündigt haben, so läßt der Führer seine ganze Nation durch einen Alten anreden, der die Tapfern, die jungen Männer und selbst die Weiber auffordert, an Freygebigkeit zu wetteifern, und ihren Anführer zu unterstützen, daß er das Fest seines erworbenen Rufes würdig ausführen könne. Ist er geliebt, dann fließen von allen Seiten her Geschenke zusammen; ist er es aber nicht, dann erfolgt nicht Viel, oft auch gar Nichts.

Den andern Tag gehen die Tänzer, einen Calümet in der linken und ein Chichakois in der rechten Hand haltend, unter Vortritt der Führer und Vornehmen, welche gleichfalls Chichakois tragen, aus ihren Hütten hervor. Die Töchter und Weiber der Krieger, welche den Tanz ausführen, folgen beladen mit Geschenken, die den Calümet begleiten müssen. Man bildet einen großen Kreis, in dessen Mitte sich die Tänzer halten, und die Weiber und Mädchen legen ihre Geschenke zu den Füßen ihrer Männer oder Väter nieder.

Unter dem Vortritte von Sängern und Tänzern holen die Alten und Vornehmen den Führer, dem sie den Tanz geben, in seiner Hütte ab, und führen ihn mitten unter sich fort, indem sie seine Kinder auf den Armen tragen. Er setzt sich nun auf einen ihm bestimmten Platz, und

empfängt die ihm bestimmten Geschenke. Seine Kinder aber sitzen auf vier Bündeln von wohlriechenden Kräutern, welche die Form eines Adlernestes haben. Ein Vornehmer läßt sich dann ein Gefäß mit Wasser bringen, nimmt eine Hand voll Kräuter, besprengt ihnen damit Kopf, Gesicht und Körper, und trocknet sie sodann wieder ab; diese Feyerlichkeit ist die der Adoption, welche den Vater und die Kinder nunmehro auf seine Lebenszeit an die Nation knüpfen soll.

Unterdessen erzählen sich die Tapfersten mit lauter Stimme ihre Kriegsthaten, und wünschen einander zu den erfochtenen Siegen Glück. Nach der Adoption werden die noch immer auf den Kräuterbündeln sitzenden Kinder von den Vornehmen umringt, welche sie vor den Augen des Publikums verbergen. Die Weiber kommen nun herbey, kämmen sie, legen ihnen neue Kleider an, binden ihnen die Haare auf, reiben ihnen Zinnober und andere Farben ein, hierauf nimmt jedes seinen Platz ein, und der Tanz beginnt.

Die beyden Tänzer durchlaufen Anfangs den Kreis ziemlich ruhig. Allein bald werden sie munterer, und überlassen sich endlich solchen Verrenkungen und Drehungen, welche sich nicht beschreiben lassen, indem sie, wie sie sagen, den Flug des Adlers nachahmen, bald wie er auf seine Beute losstürzt, bald wie er in den Lüften umherschweift, bald endlich wie er einen schwachen, seiner fast gänzlich unwürdigen Feind bekämpft; je übertriebener ihre Gesten sind, desto mehr freut sich die Versammlung darüber. Die Wuth

wächst mit der Heftigkeit der Bewegungen, bis die Tänzer sich gänzlich vergessend den Zuschauern ihre Trunkenheit dergestalt mittheilen, daß jeder außer sich zu seyn scheint. Nunmehr erst kennt die Freygebigkeit keine Grenzen mehr. Sie machen einander gegenseitig solche Geschenke, daß sie oft nichts für den folgenden Tag behalten. Nicht selten muß der Anführer selbst dieser Freygebigkeit Grenzen setzen, und das thut er durch ein Zeichen mit den Chichakois und Calûmet, worauf sogleich der Tanz und die Geschenke eingestellt werden.

Jetzt führt man die für die Tänzer bestimmten Pferde hervor, welche diese aus den Händen des Führers erhalten. Beym Schall ihrer Instrumente wird er nebst seinen Kindern wieder nach seiner Hütte begleitet, und der Rest des Tages geht hin unter Schmausen und Mittheilung des genossenen Vergnügens und unter Erzählung der gemachten mehr als der erhaltenen Geschenke.

Ein einem Franzosen bey den Ricaras begegneter Vorfall beweißt, wie weit die Wilden in jenen Augenblicken der Trunkenheit und der wilden Freude ihre Freygebigkeit zu treiben gewohnt sind. Er wurde zum Tanz des Calûmet eingeladen und nahm dies ohne Weigerung an; allein da er nichts besaß, was er hätte selbst verschenken können, so wollte er auch kein Geschenk empfangen, und hielt sich immer allein auf der Seite. Ein junger Führer der Chaguyennen bemerkte es, drang durch den Haufen, faßte ihn bey der Hand und stellte ihn mitten unter die Vornehmen, dann verschwand er mit Blitzesschnelle. Einige Minuten nachher

kehrte er zurück, machte ein Zeichen, daß jener aufstehen sollte, entkleidete ihn und führte ihn mitten in den Kreiß zu einer jungen Frau, die seine eigene zu seyn schien. Sie hatte unter den Armen ein gesticktes Gewand, einen Hut mit Federn, ein Paar herrliche Mitassen *), ein Hemde und Schuhe oder Mocksines von Ziegenleder, weich wie Leinwand, und mit Schweinsborsten besetzt. Auf ein Zeichen ihres Mannes legte sie das Alles zu den Füssen des Franzosen nieder. Dann fieng sie an verschiedene Mahle ihn vom Kopf bis zu den Füßen zu reiben. Voller Neugier und Erstaunen erwartete der Franzose schweigend das Ende dieser Feyerlichkeit, als der junge Führer, nachdem er ihn mit diesem Anzuge bekleidet, welchen sein Weib mitgebracht, und dazu noch eine treffliche Ochsenhaut, mit Schweinsborsten besetzt, gefügt hatte, ihn wieder unter dem lauten Freudengeschrey aller Zuschauer auf seinen Platz führte. Um das Geschenk des jungen Führers gehörig zu würdigen, muß man wissen, daß er das Gewand und den Hut von Weissen bey der ersten Anwesenheit derselben unter seiner Nation erhalten hatte, und daß er wahrscheinlich nie wieder ein anderes ähnliches Geschenk erhalten würde. Nachdem der Franzose wieder auf seinen Ort geführt worden war, erhielt er noch zwey Flinten, zwey Pulverhörner und mehrere seltene Kleinigkeiten. Er selbst vertheilte dafür seine eigene Kleidung, silberne Bijouterien und einiges Geld,

*) Mitassen sind eine Art von Patalons, die bis über die Hüften gehen, deren sich die Wilden nur im Winter oder an Festtagen bedienen.

welches diese Nationen am Halse als Zierrath zu tragen pflegen. Noch bemerkenswerth ist es, daß sie auf das Gold keinen Werth legen, und auch den Stahl und das Zinn diesem köstlichen Metalle vorziehen.

Am meisten fiel dem Franzosen das auf, daß das Weib jedesmal, wenn sie ihn gerieben hatte, mit den Händen auf ein Zeichen ihres Mannes über ihren eigenen Körper fuhr. Er hörte nachher, der Mann habe geglaubt, die Kinder, welche dieses Weib künftig gebähren würde, würden dadurch recht stark und kraftvoll werden.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Sonnentanz.

Dieser Tanz ist nicht unter allen Wilden, nicht einmal unter denen gewöhnlich, welche den obern Missouri bewohnen. Er scheint ausschließend nur den Sioux's der Wiesen, den Chaguyennen, den Tocaninambichen und andern benachbarten Völkerschaften eigen zu seyn, welche eine ganz besondere Verehrung gegen dieses Gestirn zeigen.

An dem zur Feyer des Sonnenfestes bestimmten Tage, errichtet man mitten auf einer Wiese eine große Hütte, bedeckt und umgeben mit Ochsenhäuten, ähnlich denjenigen, welche zur Errichtung ihrer Gezelte dienen. Die Führer und die in den religiösen Gebräuchen am meisten bewanderten Alten sitzen daselbst auf einem ausgezeichneten Platze, und tragen Zimbeln, Trommeln und Chichakois in den Händen. Die Jugend, die Weiber und Mädchen, das Gesicht mit Farben bemahlt, welche Fröhlichkeit andeuten, erfüllen den übrigen Raum der Hütte, indem sie sich so

nahe als möglich an den Oefnungen halten, welche der Hütte zum Eingang dienen. Hier müssen wir noch bemerken, daß eine bestimmte Quantität des Putzes nur für Krieger gehört, welche sich sehr ausgezeichnet haben; diejenigen, welche ihn tragen wollten, ohne es verdient zu haben, würden so lange auf alle Art beleidigt werden, bis sie ihn abgelegt hätten. So erkennt man zum Beyspiel die Zahl der Thaten eines Kriegers an der Zahl der Rabenfedern, welche er um seine Lenden trägt; so bezeichnen andere Vogelfedern wieder besondere Waffenthaten. Nur derjenige, welcher einen weissen Bär getödtet hat, darf ein Halsband von seinen Klauen tragen. Dieser Schmuck ist auch deshalb eine ganz vorzügliche Auszeichnung, weil der weisse Bär unter allen Thieren Nordamerika's dasjenige ist, welches allein den Menschen anfällt, auch wenn es nicht verwundet oder gereizt ist. Er ist so wild, daß er sogar ganze Truppe von Wilden angefallen hat, und nicht entflohen ist, bis er getödtet wurde. Zuweilen überfällt er sie selbst des Nachts in ihren Hütten, und tödtet mehrere Menschen, ehe die andern jenen zu Hülfe kommen können.

Wenn nun Alles versammelt ist, so stellt man in einiger Entfernung von der Hütte mehrere große, mit dem besten Fleisch angefüllte Kessel um ein Feuer. Ein Anführer verkündigt, daß es nun Zeit sey, die der Sonne bestimmten Geschenke darzubringen. Nun sieht man auf allen Seiten Waffen, Kleider und was man nur Schönes besitzt, herbeyströmen. Alle diese Zubereitungen müssen indessen noch vor Aufgang der Sonne vollendet seyn.

Sobald sich die ersten Strahlen derselben am Horizont zeigen, stimmen die Alten Gesänge an, und schlagen dazu den Takt mit ihren Instrumenten. Junge Leute beyderley Geschlechts beginnen nun im Innern der Hütte einen Tanz, wobey sie heilige Pfeifenröhre in den Händen tragen, indeß zwölf junge Männer ganz nackend außerhalb tanzen, die Hände stets gegen die Sonne aufgehoben, deren Laufe sie immerfort sich zuwenden. Der eine von ihnen trägt gleichfalls ein Calümet in der Hand, mit den seltensten und glänzendsten Federn geschmückt, dessen eines Ende immer nach der Sonne gewandt ist. Die Tänzer in der Hütte unterbrechen von Zeit zu Zeit ihren Tanz, um zu essen und zu trinken, allein die zwölf jungen Männer außerhalb der Hütte, bleiben in ihrer Stellung, ohne einige Nahrung zu sich zu nehmen, so lange sich die Sonne über dem Horizonte zeigt. Man wiederholt diese Uebung bisweilen wohl zehn Tage hinter einander, wenn das Wetter so lange hell und heiter bleibt.

Wenn diese Tänze nun zu Ende sind, werden die Opfergaben unter diejenigen Krieger vertheilt, von denen man weiß, daß sie derselben am meisten bedürfen. Die alten Wilden in Canada hatten aber den Gebrauch, die der Sonne geweihten Geschenke durch Feuer verzehren zu lassen. Ich habe von den Wilden keine nähere Auskunft über die Gründung dieses Festes erhalten können. Die Aeltesten selbst sagen blos, daß sie es von ihren Vätern überkommen haben. Sie glauben, daß von dieses Gestirnes Einfluß die Kraft und der Muth ihrer Krieger, die Gesundheit ihrer Kinder und die Vermehrung der Volks

menge abhange; daß es allein die Kraft habe, vor ansteckenden Krankheiten zu schützen, oder ihre Gebrechlichkeiten zu heilen. Auch sey es die Sonne, welche ihnen die große Anzahl wilder Ochsen verschaffe, die sie zu ihrer Nahrung und Bekleidung so nöthig brauchen. Dankbarkeit scheint die Veranlassung dieses Festes gewesen zu seyn.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Ochsentanz.

Wenn zwey befreundete Nationen nicht weit von einander im Lager stehen, oder wenn dieselbe Nation im mehrere nicht weit von einander entfernte Dörfer getheilt ist, machen sich diese bisweilen das Vergnügen dieses Tanzes, für den es keine besondere Jahreszeit giebt.

Will ein Dorf mit seinen Nachbarn den Ochsen tanzen, so versammeln sich funfzehn bis zwanzig geachtete Krieger in einer Hütte, bekleidet mit ihren Kriegsgewanden und mit allen Arten von Waffen versehen. Sie setzen dabey eine aus der Haut eines Ochsenkopfes gemachte Mütze auf, welche noch die Hörner zeigt.

In diesem Anzuge gehen die Krieger bis an den zum Tanze bestimmten Ort, begleitet von Sängern, welche Chichakois und Trommeln tragen. Sie bemühen sich nun ganz, das Thier nachzumachen, von dem der Tanz den

Nahmen hat. Bald brüllen sie, bald werfen sie den Staub mit den Füßen in die Höhe, bald verfolgen sie einander, wie es diese Thiere zur Zeit der Brunst thun. Bald bilden sie die Kämpfe derselben mit Füßen und Hörnern nach. Sie setzen dieses Spiel nicht selten in Gegenwart derer, denen sie damit Vergnügen machen wollen, einen halben Tag und länger fort, ohne das geringste Zeichen der Ermüdung spüren zu lassen. Während des Tanzes reden die Alten zu der Versammlung, und ermahnen sie, den Tänzern Geschenke zu machen, und diese sind dann meistens auch so ansehnlich, daß sie allen ihren Familien und Freunden davon mittheilen können.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Kleidung, Wohnung, Temperament und Körperbeschaffenheit der Wilden am obern Missouri. Ihre Waffen.

Alle junge und alte Männer unter den Völkern am obern Missouri gehen während des Sommers nackend. Eine Bedeckung von einer Hirschhaut, welche sie nachlässig auf den Schultern tragen, (fast wie die Spanier ihre Mäntel) dient ihnen mehr zum Schmucke als zur Kleidung. Die der jungen Leute sind meistens mit Stachelschweinsborsten besetzt, oder mit verschiedenen Farben gemahlt. Sie achten weder die große Hitze im Sommer, noch die Kälte des hier oft sehr strengen Winters. Wenn es indessen gar zu kalt wird, bedecken sie sich doch mit einem Hemde von Ziegenfelle und tragen lange Mitassen von Rehleder, auch legen sie dann ihre Mocksines oder Schuhe nicht ab, und vertauschen ihre rehlederne Bekleidung mit einer von Ochsenhaut, die ihnen dann des Nachts auch zum Bette dient.

Ihre Haare tragen sie meistens frey herum hängend. Nur an festlichen Tagen pflegen vorzüglich junge Leute sie

mit Sorgfalt aufzubinden. Einige stecken zuweilen auch Federn hinein, andere färben sie mit Pflanzensäften.

Fast alle Wilde haben von ihrer ersten Jugend an durchstochene Ohrläppchen, ihre Eltern stecken dann entweder runde Hölzerchen oder Ringe von Messingdraht hinein, deren Größe sich mit dem Wachsthum und Alter des Kindes vermehrt. Die Mandannen, die Dickbäuche, die Halitanen und die Corbeaux sind die einzigen wilden Völker, welche sich die Ohren nicht verstümmeln. Diese tragen ihre Zierrathen lieber am Halse. Es ist fast unglaublich, wie weit sich die Ohrläppchen herabziehen lassen. Ich habe selbst einen Wilden, Miami, gesehen, dessen Ohrgehänge bis unter die Brustwärzchen herabfielen, ob sie gleich nicht größer als 3 Zoll waren. Ein großer Theil trägt eben solche Zierrathen auch in der Nase, nur der Größe nach verschieden.

Die Weiber bedecken sich meistens mit einer Art von Hemden, das auf den Schultern befestigt bis zum Knöchel herabreicht. Diese Hemden sind von jungen Ziegenfellen, und sehr weich bereitet. Sie besetzen sie mit Franzen von Stachelschweinsborsten oder Rassade (kleinen Glasknöpfchen). Junge Mädchen hängen immer Muscheln und dergleichen Dinge in großer Menge daran. Außer diesen Hemden tragen sie gewöhnlich immer eine leichte Bedeckung im Sommer, und eine schwerere im Winter. Sie tragen so wie die Männer die Ohren durchstochen, und mit allerley Dingen geziert, allein sie bemühen sich nicht so wie jene, das Ohrläppchen zu verlängern.

Die blaue Rassade ist unter allen diejenige, welche sie am meisten schätzen und lieben, und sehr theuer bezahlen. Mädchen und junge Weiber flechten ihre Haare auf beyden Seiten des Kopfes auf, und winden sie um einen ledernen Knaul, den sie sich hinter den Ohren befestigen. Diese Knäule bedecken sie dann mit einer Binde von Ziegenleder, besetzt mit Stachelschweinsborsten oder mit Rassade. Gleich den Männern bemahlen sie sich mit verschiedenen Farben, unter denen sie dem Zinnober den Vorzug geben.

Die Sioux der Wiesen, die Chaguyennen und die Tocaninambichen sind unter allen wilden Völkern die reinlichsten. Ihre Kleidung ist sorgfältiger gearbeitet, ihre Haare sind besser gehalten, ihre Zelte sind regelmäßiger. Die Ricaras im Gegentheil sind so unreinlich, daß man nichts bey ihnen, ohne den größten Widerwillen, anzurühren vermag.

Die Wilden des obern Missouri haben entweder feste Wohnsitze oder irren blos herum.

Die, welche feste Wohnplätze haben, sind diejenigen, welche in Dörfern wohnend, sich blos um zu jagen davon entfernen; indeß die eigentlich herumirrendeu den Thieren folgen, von denen sie allein ihre Nahrung ziehen; sie führen Alles mit sich, was sie besitzen, ohne sich um den Anbau des Bodens zu bekümmern. Sie leben blos von Fleisch und Früchten, und treten zuweilen mit solchen Völkern, welche den Boden anbauen, in eine Art von Tauschhandel.

Die fixirten Völker erbauen sich Hütten an dem Orte ihrer Wohnung, und tragen Zelte mit sich, wenn sie auf die Jagd gehen. Ihre Hütten sind rund und in Kegelform oben ausgehend. Der Raum richtet sich nach der Zahl der Personen, welche sie fassen sollen. Es ist eben nichts seltenes, welche zu sehen, die über funfzig Fuß im Durchmesser haben.

Will sich eine wilde Familie eine Wohnung erbauen, so bezeichnet sie die Umrisse derselben mit spitzigen, oben gabelförmigen Pfählen, von sechs bis sieben Zoll im Durchmesser und sieben Fuß Höhe. Diese Pfähle stehen ohngefähr zehn Fuß auseinander. Man legt dann auf die Gabeln Querstangen von vier bis fünf Zoll im Durchmesser, und füllt die Zwischenräume aus mit kleinen dicht an einander anschließenden Hölzern. Diese Hölzer werden von aussen und innen mit einer bis an die Querbalken heraufgehenden Erde bedeckt. Jene Balken selbst können als die erste Etage der Wohnung betrachtet werden.

Ist diese erste Operation vorbey, so gräbt man in der Mitte der Hütte einen viereckigen Platz von ohngefähr zehn Fuß auf jeder Seite, in deren Winkeln man einen starken Pfahl von achtzehn bis zwanzig Fuß Länge errichtet, und welche so fest als möglich in die Erde geschlagen werden. An den obern Theil dieser Pfähle macht man feste Balken an, welche die Decke tragen sollen; diese besteht aus langen, armdicken Stangen, deren eines Ende auf den ersten Querbalken ruht, und das andere auf den eben jetzt beschrie-

benen, über welche sie noch vier bis fünf Fuß hinausragen, so daß nur noch eine kleine Oeffnung zum Durchzuge des Rauches bleibt. Diese Stangen werden mit Schilf oder Weidenzweigen bedeckt, worauf Erde gelegt wird, die sie vorher auf eine Art stampfen und bereiten, daß sie fest zusammen hält.

Was die Zelte der herumirrenden Völker betrifft, so sind diese nach Verschiedenheit der Familien auch an Größe und Umfang verschieden, und aus Ochsenhäuten gemacht, welche dicht zusammengenäht werden. Sie gehen oben ebenfalls wie die Hütten, in Form eines abgestumpften Kegels aus. Sie werden meistens auf sehr grobgearbeiteten, von wohl dressirten Hunden gezogenen Wagen fortgeschaft. Ist der Ort zum Lager erst ausgewählt, so ist eine halbe Stunde mehr als hinreichend, um das größte Dorf aufzubauen. Auch die Völker von festen Wohnplätzen bedienen sich, wenn sie auf der Jagd sind, solcher Zelte; ganz verschieden von den Nationen des untern Missouri oder des Mississippi, welche sich bey jedem Lager Zelte oder Hütten von Baumrinde bauen, die sie dann auf der Wetterseite blos durch Bärenhäute zu verwahren suchen.

Die Völkerschaften des obern Missouri haben von den Weissen noch keine Waffen, keine Kleidung, keine Kessel, keine Kulturinstrumente, noch sonst irgend ein anderes Werkzeug erhalten. Sie kochen ihr Fleisch in irdenen Töpfen, welche sie auch selbst verfertigen. Spitzige Steine an hölzerne im Feuer gehärtete Stiele befestigt, dienen ihnen statt

der Aexte und Beile. In kochendem Wasser gerade gebogene und erhärtete Kuhhörner, sind ihre Keile zum Holzspalten. Ihre Keulen sind ungeheuere Kieselsteine, welche in einen ohngefähr dritthalb Fuß langen, sehr dicken Stock gleichsam incrustirt sind. Um Feuer anzuzünden, bedienen sie sich zweyer Stücken Holz, eines harten und eines weichen, und reiben diese zwischen den Händen an einander. Von dem weichen lösen sich dann entzündete Stückchen ab, welche mit einem Lerchenbaum- oder Fichtenschwamm aufgefangen werden. Selbst in der feuchtesten Witterung wissen sie sich auf diese Weise Feuer zu schaffen. Ihre Schüsseln sind von Holz und die Körbe, deren sich die Weiber bedienen, um den Mais zu tragen, von Weidenruthen oder Baumrinden recht artig gearbeitet. Die Hacken und Beile der wilden Weiber sind aus den Schulterknochen eines Ochsen gemacht, der an ein krummes Holz befestiget ist. Ihre Eymer und Wassergefäße bestehen aus den Magen dieser Thiere, welche nicht ohne Kunst an zwey Ringe geheftet werden; der Blasen bedienen sie sich zu Aufbewahrung des Fettes, aus den Hörnern verfertigen sie Löffel. Das Haar gebrauchen sie als Stricke zum Anbinden und Anspannen der Pferde. Mit den Nerven nähen sie, und die Häute werden außer Zelten und Betten auch noch zu Canots gebraucht, womit sie auf den Flüssen und Seen geschickt herumfahren. Das Schienbein einer jungen Kuh endlich an einem Steine geschärft, dient den Weibern als Scheere, und als ein Instrument, um die Häute frisch getödteter Thiere abzukratzen. So hat die Noth diese Völker gelehrt, aus einem Thiere Alles zu ziehen, was sie zur Nothdurft des täglichen Lebens nur immer brauchen.

Die Waffen aller Völkerschaften am obern Missouri, bestehen aus dem Bogen, der Lanze und der Keule. Ihre Pfeile schießen sie mit solcher Gewalt, daß sie damit in nicht geringer Entfernung einen wilden Ochsen durchbohren, und wenn er auch ein mit noch so dichten Haaren bewachsenes Fell hätte. Die Spitze der Pfeile wird aus einem kleinen, wie ein Messer scharfem Steine gemacht. Der Köcher besteht aus einem Ziegenfelle, und die Bogensenne aus einem mit großer Sorgfalt zubereiteten Ochsennerven. Eine andere Waffe, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit zu bedienen wissen, ist diejenige, welche sie Wakaton nennen. Das ist nehmlich eine Art von Schleuder, oder vielmehr ein in ein Leder genähter Stein, der an einem Riemen mit aller Kraft auf den Feind geschwungen und dann wieder zurückgezogen wird. Man hält diese Waffe für die mörderischeste; allein diese und alle andere stehen doch dem Feuergewehre außerordentlich nach, gegen welches sie auch so viel Respekt haben, daß sie bey dem ersten Musquetenschusse des Feindes gewöhnlich sogleich die Flucht ergreifen.

Die Wilden sind im Allgemeinen groß und wohlgebaut. Die Sioux der Wiesen sind die schönsten, tapfersten und gewandtesten, allein auch die listigsten und verschmitztesten. Die Chaguyennen stehen ihnen nicht sehr nach, und sind dabey offen und redlich in allen ihren Verhandlungen. Die Panis und die Ricaras sind die kleinsten und häßlichsten unter allen Nationen des obern Missouri; auch sind sie nach den Sioux die unruhigsten unter allen in diesen Gegenden. Die Mandannen und Dickbäuche sind groß,

allein ihre große Liebe zum Frieden und stilles Leben lassen sie von den Andern als feige betrachtet werden; indessen haben sie sich doch bey verschiedenen Vertheidigungen äußerst brav bewiesen. Ihre Weiber sind die weissesten unter allen Wilden in Nordamerika. Manche derselben haben sogar blaue Augen, und ihre Haare nähern sich sehr dem Blonden.

Beyde Geschlechter unter den Wilden haben eine röthliche oder olivenfarbige Haut, langes schwarzes Haar, weisse und sehr gute Zähne, und wenn sie gleich nichts essen als Fleisch, ist ihr Athem doch so rein wie die Luft, die sie einathmen. Einige Schriftsteller haben behauptet, die Natur habe ihnen jenes äussere Zeichen der Männlichkeit verweigert, welches sonst das Geschlecht unter allen Völkern bezeichnet; allein das ist ein sehr grober Irrthum. Ich behaupte zwar nicht, daß die Wilden einen so starken Bart haben als die europäischen Völker, weil sie sich ihn ausraufen, sobald er sich nur zu zeigen anfängt; allein ich habe doch auch verschiedene gesehen, welche, weil sie dies nicht gethan hatten, einen langen und dicken Bart hatten. Auch dem übrigen Körper nehmen sie überall das Haar, um, wie sie sagen, nicht den Thieren ihrer Wälder ähnlich zu seyn. Aeußerst selten findet man unter ihnen Lahme, Bucklichte oder sonst eines ihrer Sinne nicht mächtige Menschen. Sie können zwar keine sehr großen Lasten tragen, allein dafür sind sie fast unermüdlich im Gehen und Laufen. Wenn sie vieler, ja fast aller Vortheile civilisirter Nationen entbehren, so werden sie dafür dadurch entschädigt, daß

sie eine Menge Uebel derselben gar nicht kennen, worunter vorzüglich die meisten europäischen Krankheiten gehören. Blos das Alter ist ihre Krankheit, welche zuweilen bewirkt, daß sie sich selbst ermorden, um nur den Zustand der Kraftlosigkeit nicht länger zu ertragen.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Liebe und Heirath der Wilden.

Es würde äußerst weitläuftig und ermüdend seyn, wenn man alle besondere darauf sich beziehende Sitten und Gebräuche jeder einzelnen Nation beschreiben wollte; daher findet der Leser hier nur Etwas Allgemeines darüber. Die Gebräuche der Anführer und Vornehmen, welche ihren Vorfahren am treuesten folgen, sollen allein hier einen Platz finden.

Wenn ein junger Mensch die Tochter eines Anführers zu heirathen wünscht, wendet er sich an ihren Vater oder einen ihrer Verwandten von anerkannter Tapferkeit, der nun in der Nacht den Vater des Mädchens besucht. Er meldet ihm sogleich die Veranlassung seines Besuchs, lobt den jungen Mann auf alle mögliche Weise, und sucht ihn zu bewegen, daß er ihn zum Schwiegersohn aufnehmen möge. Er erhält darauf nie sogleich eine entscheidende Antwort, denn die Sitte erfordert, daß die ganze Familie von dem Antrage benachrichtiget werde. Den Tag darauf ruft

der Vater die Brüder und die Onkel der Tochter in seine Hütte, trägt ihnen die Angelegenheit vor und verlangt ihre Meynung darüber zu hören.

Diese untersuchen nun zusammen, ob der Liebhaber recht viele Tapfere in seiner Familie zählt, und ob er selbst ein guter Jäger und Krieger ist. Hat er keine von diesen Eigenschaften, so wird dem, der den Antrag gemacht, unter einem scheinbaren Vorwande eine abschlägliche Antwort ertheilt. Im Gegentheile wird ihm der einstimmige Beyfall der Familie sogleich zu erkennen gegeben. Nunmehr ruft der Bräutigam seine Verwandten zusammen, trägt ihnen seine Angelegenheit nebst dem Erfolge vor, und bittet sie um Herbeyschaffung der bey dieser Gelegenheit unvermeidlichen Ausgaben und Kosten. Alle bringen ihm nun Geschenke, welche der erste Freywerber zur Hütte der Braut trägt. Die Pferde werden an der Thüre angebunden, und die andern Geschenke dem Vater zu Füßen gelegt, der zum zweyten Male seine Verwandten versammelt, und das, was er erhalten hat, nach der Achtung und dem Ansehen, dessen sie genießen, unter sie vertheilt.

Bis jetzt hat der junge Mann noch keinen Fuß in die Hütte des Mädchens gesetzt: allein den andern Tag bringt man ihm auch Geschenke und führt ihn im Triumph zu seiner Gattin. Nachdem man ihn zum Essen und Rauchen genöthiget hat, kündigt man ihm an, daß er nun mit seiner Frau zusammen leben kann, wenn er will. Einige Tage nach vollzogener Vermählung treten die Brüder der jungen Frau früh Morgens in die Hütte, wo die Neuvermählten

die Nacht zugebracht haben, und ziehen den Mann von seinem Lager, und tragen ihn auf einer Matte gerade in die Mitte der Hütte. Ein Alter tritt dann mit ernster Miene hinzu, mit einem Gefäß voll Wasser, wäscht ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, reibt ihn mit rother Erde oder Zinnober, und legt ihm neue Schuhe, Mitassen und ein weiches feines Hemde an, dann bedeckt er ihn mit einer nach Landesart bemahlten oder gefärbten Kuhhaut. Seine Schwäger schenken ihm Waffen aller Art, und nehmen ihn in ihre Familie auf, in der er dann auch so lange bleiben muß, bis er selbst ein Kind bekommt; dann aber, jedoch auch dann allein, darf er sich eine eigene Hütte bauen, und leben und wohnen wie und wo es ihm gefällt. Unter allen Wilden herrscht die Vielweiberey, und bringt auch hier nicht die geringste Unordnung oder Unbequemlichkeit hervor, denn die Weiber eines Mannes leben in gutem Vernehmen mit einander, indem sie die Männer überhaupt als höhere Wesen zu betrachten gewohnt sind, zu deren Vergnügen sie Alles beyzutragen sich für verpflichtet halten.

Der Mann kann seine Frau verlassen, und wenn er will, sogleich zu einer neuen Ehe schreiten, allein diese erwirbt dieses Recht nicht eher, als wenn sie von einem ersten Manne verlassen worden ist. Dann wird sie, um mich eines eigentlichen indianischen Ausdrucks zu bedienen, frey an ihrem Körper, und kann ganz nach ihrem eigenen Gefallen leben. Sie bedienen sich dieser Freyheit auch bis zur Ausschweifung, und ketten sich immer erst in höhern Jahren fest an einen Mann, wenn sie mehrere Kinder von ihm haben. Derjenige, der sich von seinem Weibe

trennt, nachdem er Kinder von ihr gehabt hat, nimmt nichts mit sich als seine Kleider und seine Waffen. Pferde, Zelte, Beute, Geräthschaften der Wohnung, Alles bleibt der Frau, welche ganz nach Gefallen darüber verfügen kann. Diejenige, welche ihren ersten Mann verliehrt, gehört rechtlich dem jüngsten Bruder des Verstorbenen, der sie sogleich heirathet, wenn er den Sitten seiner Vorfahren nicht untreu werden will.

Das Unbegreiflichste in unsern Sitten für die Wilden ist das unauflösliche Band, welches unsere Weiber mit uns verbindet. Sie behaupten, das sey unanständig, denn der Mann verliehre auf diese Art seine ganze Freyheit, und das dürfe er niemals leiden.

Die Sioux, die Chaguyennen und die Tocaninambichen sind außerordentlich eifersüchtig, und tödten sie und ihre Liebhaber bisweilen, wenn sie beyde zusammen überraschen. Die Mandannen, die Dickbäuche, die Ricaras und andere nördliche Völker machen sich im Gegentheile gar nichts aus der ehelichen Treue, ja sie traktiren *) sogar ihre Freunde mit ihren jüngsten und schönsten Weibern. Kommen Weisse zu ihnen, so streiten sich die Väter, Brüder und Ehemänner um den Vorzug, ihnen ihre Töchter, Schwestern oder Gattinnen zuzuführen, unter denen sie dann die Auswahl haben. Daher sind denn auch die

---

*) Das ist die wörtliche Uebersetzung dieses Ausdrucks.

Weiber und Mädchen so zügellos, daß sie keinem Menschen anzugehören, sondern vielmehr ein Gemeingut zu seyn scheinen, dessen sich ein Jeder nach Gefallen bedienen darf.

Die Weiber der eifersüchtigen Nationen sind, wenn gleich vorsichtiger in ihrem äußern Benehmen, doch nicht weniger ausschweifend. Viele tragen die Spuren des Zorns ihrer Ehemänner deutlich an sich, denn diese schneiden ihnen oft Nase und Ohren ab. Auch flüchten sie sich oft, wenn sie das fürchten, zu den benachbarten Nationen, wo sie dann meistens Schutz und Aufnahme finden.

Unter allen wilden Nationen giebt es aber auch Männer in Weiberkleidung, welche eben den Arbeiten unterworfen sind, die die Weiber eigentlich verrichten. Sie gehen nicht in Krieg und auf die Jagd, sondern dienen, den Umständen nach, zu Befriedigung der Leidenschaft oft beyder Geschlechter. Diese Männer, welche Liebe zur Trägheit und eine verabscheuungswerthe Sittenlosigkeit zu dieser Lebensart verleitet hat, werden von den Kriegern verachtet, welche sie auch zu den niedrigsten Arbeiten gebrauchen.

Die Weiber der Wilden, sind wie alle andere, periodischen Unpäßlichkeiten unterworfen, allein so lange diese dauern, bleiben sie außerhalb der Hütte, in der man nicht einmal die Speisen für sie bereiten läßt. Werden sie ja davon in derselben befallen, so setzt man die Kriegsmatten und die Arzneysäcke der freyen Luft so lange aus, bis sie vollkommen wieder hergestellt sind.

Sobald sich ein Weib für schwanger erklärt, hört ihr Mann auf ihr beyzuwohnen; sie selbst beobachtet eine strenge Enthaltsamkeit bis zum dreyßigsten Tage nach ihrer Niederkunft. Ist diese Zeit vorüber, so pflegt sie sich freylich für die verlohrne zu entschädigen. Diejenigen, welche auch während der Schwangerschaft immerfort ihren Männern beywohnen, werden für Wahnsinnige gehalten, welche sich und ihre Kinder der Todesgefahr aussetzen. Wenn sie auf dem Punkte sind, niederzukommen, ziehen sie sich in eine dazu eigens bestimmte Hütte zurück, wohin sie einige alte Weiber, die ihnen helfen so gut sie können, mitnehmen; allein äußerst selten bedürfen sie fremder Hülfe. Ein Europäer kann sichs kaum vorstellen, mit welcher Schnelligkeit sie entbunden werden. Ist die Nation eine von festen Wohnplätzen, so sind zwey Tage zu völliger Herstellung der Wöchnerin hinreichend; auf der Jagd aber hält die Niederkunft niemals die Parthie länger als einen halben Tag auf. Diese Zeit benutzt man zum Baden des Kindes, zu Verfertigung seiner Wiege, und nun wickelt man es auf die zum Forttragen desselben bequemste Art ein.

Die Weiber werden größtentheils in einem Zustande der Sklaverey erhalten, und haben ungleich mehr zu erdulden als die Männer, denen sie sich blind unterwerfen. Sie kommen niemals in die festlichen Säle, und derjenige, welcher traktirt, jagt sie und die Kinder heraus, welche beyde erst dann wieder erscheinen dürfen, wenn das Fest geendigt ist.

Vierzigstes und Ein und Vierzigstes Kapitel.

Abreise aus dem obern Louisiana. Cap Girardot. Neu-Madrid. Forts, Ecores genannt. — Fluß und Dorf der Arkansas; Natchez; Roche à Davion oder Wilkinsonville; Fluß und Niederlassung von Washita; Monopole der spanischen Commandanten.

Nachdem die in dem obern Louisiana gewöhnlich in den Monaten August und September außerordentlich heftige Hitze durch einen ziemlich starken Nordwind gemäßigt worden war, entschloß ich mich, in den ersten Tagen des Oktobers wieder abzureisen, überzeugt, daß nun Neu-Orleans von den ansteckenden Krankheiten frey seyn müsse, denen meistens die Fremden dort unterworfen sind. Das Cap Girardot ist der erste Posten von einiger Bedeutung, den man beym Herabschiffen auf dem Mississippi findet. Er ist von Sainte-Genevieve ohngefähr achtzig Meilen entfernt. Mehr als hundert und funfzig amerikanische Familien sind daselbst zerstreut auf einer großen Fläche Landes, und bauen Weitzen, Roggen, Mais, Erdäpfel, Baumwolle, welche,

wenn die Kälte nicht gar zu früh eintritt, äußerst gut daselbst gedeiht.

Neu-Madrid, hundert Meilen unterhalb des Cap Girardot, ist in Ansehung seiner Lage von Wichtigkeit. Alle Fahrzeuge, welche den schönen Fluß heruntergehen, müssen hier, so wie die aus dem obern Louisiana, anhalten, ihre Ladung und Bestimmung angeben, und ihre Pässe visiren lassen. Man zählt im Umfange dieses Gouvernements, das, so wie das Cap Girardot, unmittelbar unter dem Lieutenant-Gouverneur von Oberlouisiana steht, ohngefähr zwölf hundert Einwohner, meistens Amerikaner, verbreitet auf einer Fläche von mehr als dreißig Meilen in der Länge und funfzehn in der Breite. Ein großer Theil lebt von der Jagd und von dem Handel mit den Wilden, indeß der andere die Baumwolle, den Mais, Pataten, (eine Art von Erdäpfeln) und Getraide erbaut.

Der Commandant dieses Postens ist Eigenthümer von verschiedenen Salzquellen, unweit Sainte-Geneviève, welche eine große Hülfsquelle des Landes sind. Sie versorgen mit Salz nicht nur die Bewohner von Louisiana, sondern auch die Völker von Tenessé, von Cumberland und einen Theil von Kentuky, welche ihnen zum Tausch dagegen Eisen, gegossene Kessel, allerley Töpferwaaren, Seile und Stricke und Kleidungsstoffe bringen. Der große Absatz des Salzes, wegen Mangel an Concurrenz, hindert die Arbeiter, es recht vorsichtig zuzubereiten.

Von Neu-Madrid bis zu den Forts Ecores, welche zwey hundert Meilen davon entfernt sind, findet man kaum

hier und da einige elende Wohnungen. Diese beyden Forts, wovon eines spanisch, das andere amerikanisch ist, sind nur gegen die Wilden, als die einzigen Feinde des Landes, angelegt, und mit einer geringen Besatzung versehen. Man nennt sie Ecores, weil sie auf sehr hohen Hügeln des Mississippi-Ufers erbaut und in einer weiten Strecke allein gegen Ueberschwemmungen gesichert sind.

Zwey hundert und funfzig Meilen von den Ecores findet man die Mündung des Flusses Arkansas, welcher für den reichsten von Louisiana gehalten wird, wegen des fruchtbaren Bodens an seinen Ufern, der Schönheit seiner Wiesen, seiner Salzquellen, der großen Menge Wild und der Erzgruben in der Gegend. Nachdem ich ohngefähr vierzig Meilen darauf hinaufgeschifft war, fand ich das Dorf der Arkansas vortheilhaft gelegen auf dem linken Ufer. Die Bewohner, fast sämmtlich ursprünglich ausgewanderte Franzosen aus Canada, sind Jäger von Profession, und bauen den Mais nur zur Ernährung ihrer Pferde und einer geringen Zahl von Arbeitsvieh. Länger als die Hälfte des Jahres findet man in diesem Dorfe nichts als Weiber, Kinder und Greise. Die Männer jagen Rehe, deren Häute jedoch hier nicht so gut sind, als die aus dem Norden; ferner den wilden Ochsen, dessen Fleisch sie zu ihrem Gebrauch einsalzen, und Biber, deren man noch einige in der Gegend findet. Kehren sie endlich nach Hause zurück, so bringen sie ihre Zeit mit Spielen, Tanzen, Trinken oder Nichtsthun hin, ähnlich darinnen, wie in vielen andern Dingen, den wilden Nationen, mit denen sie größtentheils zusammen leben, und deren Sitten und Gewohnheiten sie annehmen.

Die indischen Nationen, welche an dem Flusse der Arkansas jagen, sind die Osagen, schöne, tapfere, aber listige und grausame Menschen; die Panis, geschworne Feinde der Weissen, welche sie ohne Barmherzigkeit verbrennen, wenn sie ihnen in die Hände fallen; die Chawetas und die Chicawchaws, die zahlreichsten unter allen in Nordamerika, allein häßlich, feig, faul und unreinlich über alle Beschreibung. Jedes Jahr gehen aus diesem Flusse vierzig bis fünf und vierzig tausend Rehhäute, eine große Menge Biber und einige Fischottern von nicht großer Güte.

Die spanische Regierung unterhält bey den Arkansas eine Garnison von funfzig bis sechzig Mann mit einem Hauptmann, welche aber den Wilden gar nicht furchtbar ist, indem sie fast alle Jahre einige Jäger oder traiteurs tödten.

Nach einem sehr kurzen Verweilen daselbst, setzte ich meine Reise auf dem Missisippi fort. Von hier bis Natchez bietet die Farth gar nichts Angenehmes oder Interessantes dar. Ueberall unermeßliche Wälder an den Ufern des Flusses, welche wenigstens einmal des Jahres wegen ihrer Flachheit überschwemmt werden. Daher findet man auch nur wenige zerstreute Wohnungen, welche den Reisenden keine Zuflucht gewähren.

Natchez ist der einzige bedeutende Platz, den die Vereinigten Staaten am Missisippi unterhalb der Mündung des Ohio besitzen. Zwey Mal von den Wilden zerstört, hatten ihn die Franzosen, mehrere Jahre vor der Abtretung

von Louisiana, bereits verlassen und ganz aufgegeben. Um diese Zeit ließen sich einige Catalonische Familien daselbst nieder, allein er hat doch nicht eher eine wahre Wichtigkeit erhalten, als bis die Amerikaner davon Besitz nahmen, welches noch nicht funfzehn Jahre ist. Man zählt heut zu Tage sowohl in der Stadt als auf dem umliegenden platten Lande zwölf bis funfzehn tausend Einwohner, Sklaven und Freye zusammengerechnet. Der größte Theil der Einwohner hat sich bereichert durch den Anbau der Baumwolle, wofür das Land sich recht sehr eignet. Der Ort ist die Niederlage für alle zu den Bedürfnissen der mittägigen Colonien nöthigen Produkte, welche dann auf dem schönen Flusse herunter gehen.

Die Luft in diesen Gegenden ist sehr gesund, das Clima recht angenehm, und man darf hoffen, daß auch die Bevölkerung derselben immer mehr zunehmen wird.

Der letzte Posten der Vereinigten Staaten am Mississippi ist Roche à Davion, wo die Amerikaner ein Fort gebaut haben, das sie Wilkinson, nach einem ihrer Generale genannt haben. Hier ist das Hauptquartier ihrer kleinen Armee. Sie halten auch daselbst einige bewaffnete Fahrzeuge zum Dienste des Platzes. Alle Kähne, welche den Fluß heruntergehen, müssen, wie die heraufkommenden, hier anhalten und ihre Ladung angeben.

Einige Meilen unterhalb la Roche à Davion sieht man die Grenzen, welche zwischen Spanien und den vereinigten Staaten im Jahre 1798 gezogen worden sind.

Nicht weit von diesen Grenzen auf dem entgegengesetzten Ufer erblickt man den rothen Fluß, der seinen Nahmen von der rothen Erde erhalten hat, welche er mit sich führt. Seine Mündung verkündigt den größten Fluß, den der Mississippi nach dem Missouri aufnimmt. Indessen geht sein Lauf lange nicht so weit, wie der des Flusses der Arkansas. Wenn man dreißig Meilen an demselben hinaufgekommen ist, findet man die Mündung des Waschita, der in einem Laufe von wenigstens fünf hundert Meilen ein reiches, etwas hohes, gesundes und mit Mineralien reichlich gesegnetes Land durchströmt. Die Schiffarth darauf ist nicht selten sehr beschwerlich, wegen der Fälle, welche man bey seichtem Wasser fast gar nicht passiren kann. Die Rapides, funfzig Meilen von seiner Mündung, ist ein kleiner Platz von seiner Lage an der Stelle des Flusses benannt, wo ungeheure Felsen seinen Lauf äußerst beschleunigen. Hundert Meilen weiter hinauf findet man die Niederlassung von Waschita. Dieses ganze Land ist eins der schönsten im ganzen niedern Louisiana. Es bringt alle Gewächse des mittägigen Theils, den Zucker ausgenommen, hervor, und ist gesünder als die am Ufer des Mississippi gelegenen. Diese Vorzüge werden dann auch gewiß in der Folge seiner Bevölkerung sehr günstig seyn. Man zählt jetzt ohngefähr sechzig Familienhäupter daselbst, welche in ziemlichem Wohlstande leben. Spanien unterhält hier eine Garnison von dreyßig Mann unter einem Kapitain.

Ich muß hier noch einer Art von spanischer Tyranney erwähnen, welche von den Beamten ausgeübt wird. Man wird kaum glauben, daß Offiziers sich so herabsetzen könn-

ten, selbst die Bedienten ihrer Soldaten zu werden, denen sie die größte Verachtung einflößen müssen. In allen spanischen Colonien dürfen keine Wirthshäuser angelegt werden. Die Commandeurs haben allein das Recht, die Branntweine zu verkaufen, die man hier consumirt. Die meisten ziehen daraus ihre bedeutendsten Einkünfte, und nicht selten bestraft der Offizier die Folgen einer Trunkenheit, die er selbst erst aus Habsucht veranlaßt hatte. Außer diesem Privilegium maaßen sie sich auch noch an, den Einwohnern ausschließend, die zu ihren Bedürfnissen nothwendigen Dinge zu liefern. Herren des Preißes, verkaufen sie Alles außerordentlich theuer, und plagen alle, welche mit ihnen concurriren könnten, auf die empfindlichste Art. Einzig im Besitz des Tauschhandels mit den Wilden, kann diesen Niemand anfangen, ohne aus ihren Magazinen die zum Handel erforderlichen Dinge zu nehmen. Alles arbeitet daher nur zum Vortheil des Herrn Commandanten.

Nur in dem obern Louisiana findet dieses abscheuliche Monopol nicht statt, und mit der Regierung, welche es bisher geduldet hat, wird es nachher auch verschwinden.

Zwey und Vierzigstes Kapitel.

Nachitoches. Baton-rouge; Pointe-coupée; Acadier; Ufer der Deutschen; Atakapas und Apelusas. Bau des Indigo, ersetzt durch den des Zuckers.

Vier hundert Meilen ohngefähr von der Mündung des rothen Flusses aufwärts findet man das Etablissement von Nachitoche. Man zählt daselbst zwölf bis dreyzehn hundert Einwohner, welche Baumwolle, Mais, Reiß und Tabak mit großem Vortheil bauen. Denjenigen, der hier geärndtet wird, hält man für den besten des ganzen Nordamerika, daher erkauft ihn auch der König von Spanien von allen Eigenthümern zu äußerst hohen Preißen; allein er ist von den meisten dergestalt betrogen worden, daß er ihn seit einigen Jahren nicht mehr nimmt, wodurch denn auch der Anbau desselben fast gänzlich aufgehört hat. Außerdem handelt ein großer Theil der Einwohner mit den indianischen Völkerschaften in der Nähe. Die Häute aber, welche von diesen genommen werden, stehen an Güte denen weit nach, welche aus den nördlichen Gegenden gebracht

werden. Durch diese kleine Niederlassung passiren auch alle Kaufleute, welche nach Mexiko gehen, um Contrebande einzuführen.

Einige Meilen unterhalb der Mündung des rothen Flusses, auf dem entgegengesetzten Ufer, befindet sich das kleine Fort Baton-rouge, besetzt von einigen spanischen Soldaten, unter einem Souslieutenant. Der Ort ist von keiner Bedeutung.

Nicht so ist es aber mit der Pointe-coupée, dem ersten Posten mit dem Nahmen eines Kirchspieles in Unter-louisiana an den Ufern des Mississippi. Seine Einwohner haben sich fast alle durch den Anbau der Baumwolle bereichert, welche hier ganz ausnehmend gedeiht. Gut gebaute Häuser an beyden Ufern, gewähren dem Reisenden einen sehr erfreulichen Anblick. Im ganzen untern Louisiana sind eigentlich nur die Ufer der Flüsse zum Anbau geschickt, und auch diese müssen durch Dämme gegen Ueberschwemmungen geschützt werden. Die entferntern niedern Gegenden werden den größten Theil des Jahres durch Regen, der vorzüglich im Frühling und Sommer fällt, unter Wasser gesetzt.

Der obere Theil der Pointe-coupée, der an den Mississippi stößt, wird bewohnt von den Acadiern, welche ihr Vaterland 1714. verließen, als es Frankreich an England abtrat. Ohne großen Gewerbsfleiß scheinen sie noch in demselben Zustande der Mittelmäßigkeit geblieben zu seyn, in dem sie waren, als sie in dieser Colonie ankamen.

Sie sind über allen Ausdruck unreinlich; das Innre ihrer Häuser gleicht mehr Thierställen als menschlichen Wohnungen und um ihre Kinder scheinen sie sich nicht sehr zu bekümmern. Im Ganzen sind die Acadier gut und gastfreundlich, sie lassen nicht leicht einen Fremden unerquickt durch Speise und Trank von sich, allein man muß doch sehr hungrig seyn, um die Gerichte, welche sie auftragen, genießen zu können.

Die reichern Eigenthümer daselbst sind meistens erst kürzlich aus Frankreich dahin gekommen, und diese leben wie in ihrem Mutterlande.

Von der Pointe-coupée bis Neuorleans sind beyde Flußufer immerfort mit Wohnungen bedeckt. In dem ganzen obern Theile ist wie schon gesagt, fast aller Landbau auf die Baumwolle eingeschränkt, welche außerordentlich viel Gewinn gewährt. Man wird es kaum glauben, daß in gut eingerichteten und geleiteten Wirthschaften jeder Neger seinem Herrn 500 Piaster eingetragen hat.

Vierzig Meilen unterhalb der Pointe-coupée theilt sich der Landbau zwischen Baumwolle und Reiß. Kleine Eigenthümer befleißigen sich mehr auf den letztern. Sie haben in der letzten Zeit das Pfund Reiß zu sechs bis sieben Sous verkauft, da es ehedem nur zwey galt. Eine große Menge dieser Landbauer sind Deutsche, welche in ziemlichem Wohlstande leben. Die Gegend, welche sie bewohnen, hat den Nahmen Ufer der Deutschen, erhalten.

Die Bewohner von Louisiana nennen Bayou eine Art von Kanal, der einen Fluß mit dem Meere verbindet und leicht austrocknet. Auf einem dieser Kanäle gelangt man zu den Atakapas und von da zu den Apelusas. Diese beyden Etablissements, welche man für die bedeutendsten von Louisiana im Innern des Landes hält, erstrecken sich westlich bis nach Nachitoche, mit welchem sie in Verbindung stehen. Die Apelusas zählen auf einem niedrigen und ungesunden Boden, ohngefähr acht hundert Einwohner, indeß die Atakapas, deren Land reich, hoch und gesund ist, wenigstens zwey tausend haben, die alle im Wohlstande leben. Beyde Niederlassungen erzeugen Baumwolle in großer Menge, Mais, Reiß und treffliche Hülsenfrüchte. Die Einwohner, unter denen sich viel Amerikaner befinden, sind thätig und arbeitsam.

Am südlichen Ende der Küste der Deutschen, das heißt, ohngefähr sechzig Meilen von Neu-Orleans, fängt man an, Orangenbäume im freyen Boden zu erblicken. Auf dem ganzen Ufer der Deutschen baute man sonst nicht ohne bedeutenden Vortheil die Indigopflanze; allein der Hauptgrund, warum man den Anbau derselben nicht mehr betreibt, ist ein Insekt, welches, hier einheimisch, oft in vier und zwanzig Stunden die herrlichsten Erndten verwüstete. Dieses Insekt scheint nichts anders, als ein fast unmerklicher Wurm zu seyn, dessen Eyer vom Winde fortgetragen, und von der Sonnenwärme ausgebrütet werden. Ihre Anzahl war so groß, daß sie in einer einzigen Nacht alle Blumen und Blätter der Pflanze verzehrten, und diese nun von den ersten Strahlen der Sonne vertrockneten, und in Staub zerfielen.

Dieser Anbau ist aber in dem ganzen untern Theile der Colonie durch den des Zuckers ersetzt worden, der den Bewohnern einen weit gewissern und nicht minder ansehnlichen Vortheil gewährt. Dieser Zucker ist freylich nicht so gut wie der aus den mittägigen Colonien, weil die Wärme fehlt; indessen doch gut und fest.

Unter den Naturprodukten des mittägigen Louisiana, zeichnet sich ganz besonders der Wachsbaum aus. Wenn er gleich bisher noch keine großen Vortheile gewährt hat, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er für die Zukunft welche gewähren kann. Ein französischer, seit einiger Zeit zu Neuyork sich aufhaltender Chemiker, hat ein einfaches und wenig Kosten erforderndes Mittel erfunden, um dieses Wachs eben so weiß zu machen, wie das Wachs der Bienen. Die Vereinigten Staaten haben seine Erfindung recht gut gefunden, und ihm ein Dekret darüber ertheilt, welches seiner weitern Verbreitung und Ausbildung sehr vortheilhaft seyn muß.

Drey und Vierzigstes Kapitel.

Ankunft in Neuorleans; la Salle; Iberville; Niederlassung von Neuorleans. Abtretung von Louisiana an Herrn de Crozat. Ueberlassung an Spanien; Erbauung, Bevölkerung, Polizey von Neuorleans; Seine Regierung. Sitten und Gebräuche der Einwohner.

Neu-Orleans, wo ich nach einer Schiffarth von anderthalb Monaten anlangte, verdient eben keine sehr ehrenvolle Erwähnung. Alles, was man zu seinem Vortheile sagen kann, ist, daß man keine bessere Stelle dafür hätte finden können. Es liegt auf dem linken Ufer des Mississippi, fast hundert Meilen von seiner Mündung. Es ist auf einer Insel erbaut, welche durch den See Pontchartrain, und den Fluß Iberville gebildet wird. Ihre größte Breite beträgt zwanzig Meilen, und siebzig die Länge. Sie hat keinen der Vorzüge, deren gewöhnlich eine neue Niederlassung sich zu erfreuen hat. Alle Jahre müssen die Einwohner befürchten, von dem Wasser verschlungen zu werden, so schlecht sind die dagegen angebrachten Werke.

Iberville scheint der Erste gewesen zu seyn, der mit einigen von Ludwig XIV. erhaltenen Schiffen den Missisippi herauffuhr. La Salle, welcher einige Jahre zuvor denselben bis zu seiner Mündung herabbefahren war, hatte bey seiner Ankunft in Frankreich von der Regierung eine kleine Escadre erhalten, mit der er die Mündungen dieses schönen Flusses wieder aufzufinden suchte, allein durch Winde verschlagen, welche in dem Golf von Mexiko oft außerordentlich heftig sind, kam er viel zu weit westlich, und wurde endlich von den Wilden ermordet.

Besser unterrichtet oder glücklicher ließ Iberville einige Abentheurer an den Ufern des Missisippi zurück, gab ihnen Lebensmittel, Kleidung und andere zum Handel mit den Indianern geschickte Kleinigkeiten, dann kehrte er nach Frankreich zurück. Ludwig XIV. unterstützte ihn von neuem, und er kehrte mit einer Anzahl freywilliger Emigranten und verwiesener Verbrecher in jene Gegenden zurück.

Er fand seine Colonie am Missisippi in der traurigsten Lage; Einige waren unter den Händen der Wilden, andere durch die Hitze des Klima, noch andere durch den Biß giftiger Insekten umgekommen. Die Uebrigen hatten sich Hütten gebaut, und diese gegen die Angriffe ihrer Feinde zu verwahren gesucht. Seine Rückkehr belebte ihren Muth und ihre Hoffnung; er handelte mit den benachbarten Völkerschaften, machte ihnen Geschenke, und erhielt das Versprechen, daß er nicht in seinen Planen gestört werden sollte. Er nannte nun seine Niederlassung Neu-Orleans. Allein sein frühzeitiger Tod machte seinen Be-

mühungen nur zu schnell ein Ende; und nun versank die ganze Colonie wieder in Noth und Elend, bis im Jahr 1712. Herr de Crozat von Ludwig XIV. die Ueberlassung von Louisiana erhielt. Sie faßte die beyden Ufer des Mississippi in seinem ganzen Laufe, einen Theil des Ohio bis nach Miami in sich, und erstreckte sich bis an den See Erié, welcher die Grenze von Canada ausmachte.

Während der wenigen Jahre, da Herr von Crozat sich im Besitz von Louisiana befand, zog er mehrere Ackerleute und eine Menge Abentheurer und Banditen dahin, welche nun, durch das Bedürfniß gezwungen, Reiß zu bauen anfingen, der in dem sumpfigen Boden ausnehmend gedieh. Keines von allen Ländern der neuen Welt ist aber so langsam bevölkert worden als Neu-Orleans, weil seine Lage gar nicht vortheilhaft für eine Ansiedelung ist.

Heut zu Tage faßt die Stadt Neu-Orleans ohngefähr zwölf tausend Einwohner, Freye und Sklaven zusammen, in sich. Ein Viertel der weissen Einwohner sind Spanier. Indessen leben sie fast ganz mit den Schwarzen in Gemeinschaft, diesen völlig gleich an Unreinlichkeit, Armuth und Trägheit.

Neu-Orleans ist der Aufenthalt der obersten Autoritäten von Louisiana, welche ausschließend in dem Gouverneur und Intendanten vereinigt sind, auch ist ein Bischoff daselbst, der in geistlichen Angelegenheiten Regent der Colonie ist.

Die Stadt selbst ist äußerst unreinlich, und darum im höchsten Grade ungesund, daher denn auch das gelbe Fieber jährlich eine unglaubliche Menge daselbst hinraft.

Die Kreolen in Louisiana haben unter einer fremden Regierung weder die Liebe zu ihrem Vaterlande, noch ihre Neigungen und Gewohnheiten abgelegt. Mehr als in Europa überlassen sie sich allen Arten von Ausschweifungen. Frauenzimmer, Tafel und Spiele füllen ihre ganze Zeit aus. Das letzte scheint indessen die Hauptsache bey ihnen zu seyn. Sie bringen ganze Nächte damit zu, und verschleudern den reichen Ertrag ihrer Pflanzungen *).

Wie in allen andern Colonien ist ihre Neigung zum weiblichen Geschlechte vornehmlich auf die nicht-weissen gerichtet, welche sie den ganz Weissen sehr vorziehen, weil sie gegen diese sich weniger Zwang anzuthun nöthig haben. Der größte Theil lebt auch lieber im Concubinate, als in der Ehe. Sie sind im Ganzen human, gesellig und gastfrey.

Die Kreolinnen haben meistens eine ausnehmend frische Hautfarbe, welche sehr absticht gegen die Ungesundheit des Landstriches, den sie bewohnen. Sie sitzen viel, leben in großer Indolenz, ohne Gesellschaft und

---

*) Unter diesem Nahmen begreift man jede Art von Eigenthum und Besitzung.

große Zerstreuungen. Indessen lieben sie den Tanz leidenschaftlich und genießen dieses Vergnügen fast bey jeder Gelegenheit. Die jungen Männer, welche sich nicht viel Mühe geben, ihnen zu gefallen, finden in ihrer Gesellschaft lange Weile, und gehen lieber auf die Jagd. Auch den Militairdienst lieben sie nicht wenig, und sie werden daher unter den spanischen Regimentern häufig angestellt, weil sie zugleich gar nicht auf einen dadurch zu erreichenden Vortheil sehen.

Vier und Vierzigstes Kapitel.

Handels-Uebersicht und Einkünfte von Louisiana.

Ehedem und vor dem amerikanischen Freyheits-Kriege, wurde Louisiana mit den zu seinen Bedürfnissen nothwendigen Produkten, welche es nicht selbst erzeugt, von Frankreich versorgt; allein jetzt sind die Staaten von Amerika im Besitz dieses Handels, wie in dem Kapitel über Kentucky bereits umständlicher berichtet worden ist.

Man kann den Aufwand und die Einkünfte des Landes auf folgende Weise berechnen, ob es mir gleich unmöglich gewesen ist, anders als durch die Zollregister davon unterrichtet zu werden, auch habe ich die Summen mit in Betracht gezogen, um welche der Staat jährlich vielleicht betrogen wird.

Im Jahre 1801. wurden aus Louisiana ausgeführt, 30,000 Zentner Baumwolle, welche, zu 120 Liv. den Zentner gerechnet, ausmachen . . 3,600,000 Liv.

Roher Zucker 84,000 Zentner, welche, im mittlern Preiße zu 27 Liv. 10 Sous, machen . .	2,490,000 —
Indigo, 3,371 Zentner, welche zu 600 Liv. den Zentner, machen .	2,022,600 —
Tabak, 7,800 Zentner, welche, zu 40 Liv. den Zentner, machen .	312,000 —
Reh-Häute, 3,000 Zentner, welche, zu 200 Liv. den Zentner, machen	600,000 —
Biber, 18 Zentner, welche, zu 500 Liv. den Zentner, machen .	90,000 —
Rohes Bley, 4,000 Zentner, zu 30 Liv. den Zentner . .	120,000 —
Bley in Platten, 450 Zentner, zu 75 Liv. den Zentner . .	33,750 —
Breter nach der Havanna .	256,000 —
Kisten zum Zucker, eben dahin .	194,600 —
Maulesel, Pferde, Ochsen, Kühe dahin	600,000 —
Bauholz dahin . .	96,000 —

Betrag aller beym Zolle zu Neu-Orleans geschehenen Angaben im Jahre 1801. = = = = 10,414,950 Liv.

Man kann zu dieser Summe drey Fünftel wenigstens hinzufügen, um diejenigen Summen auszugleichen, welche nicht angegeben worden sind, und man erhält = = = 6,244,970 —

Hauptsumme 16,659,920 —

Die eingeführten Waaren, welche beym Zolle im Laufe des nehmlichen Jahres angegeben worden, haben sich belaufen auf = = = 5,478,598 —

Hauptsumme 22,138,518 —

Allein da der Contreband bey diesem Theile noch ansehnlicher ist, als bey den Produkten der Colonie, so kann man unbedenklich die Summe verdoppeln, nehmlich = = = 5,478,598 —

Die Hauptsumme aller zu erhebenden Gebühren wird man also berechnen müssen auf = = = 27,617,116 —

Und das giebt denn im Verhältniß von sechs vom Hundert 1,706,171 Liv. 3 S.

Der Aufwand aber, so wie er von der Regierung festgesetzt ist, besteht aus folgenden:

Administrationskosten	=	290,000 Liv.
Sold für die Truppen	=	1,095,000 —
Gerechtigkeitspflege	=	160,000 —
Gottesdienst	= =	126,000 —
Unterhaltung der Forts	=	96,000 —
Artillerie	= =	116,000 —
Geschenke an die Wilden		440,000 —
Unvermuthete Ausgaben	=	100,000 —
Zoll	= = =	240,000 —
Marine	= = =	178,000 —
Generalbetrag des Aufwands		2,841,000 —

Alle Summen, von welchen wirklich Abgaben entrichtet werden müssen,

belaufen sich einerseits auf	=	10,414,950 —
andererseits auf	=	5,478,598 —
Zusammen		15,893,548 —

Daraus ergiebt sich denn, daß der König von Spanien aus dieser Colonie nicht mehr zog als = = 953,432 — 12 S.

Und daß er jährlich dahin schicken mußte = = = 1,887,567 — 8 —

Indessen ist dieses Mißverhältniß wohl einzig und allein in der Schwäche und Unklugheit der spanischen Regierung zu finden.

Der Exportationshandel von Louisiana wurde vor ohngefähr funfzehn Jahren mit dreyßig Schiffen von mittlerer Größe bestritten; allein seit dem Anbau der Baumwolle und des Indigo ist er dermaaßen gestiegen, daß er gegenwärtig wohl mehr als zwey hundert Schiffe erfordert.

Der Contreband-Handel mit Mexico ist gleichfalls von sehr großen Vortheilen für Neu-Orleans. Die europäischen Waaren, welche fast in allen Theilen dieses reichen Landes ausnehmend theuer bezahlt werden, veranlassen eine Menge Spekulanten, die augenscheinlichsten Lebensgefahren nicht zu scheuen, um einen großen Gewinn zu erhaschen.

Wenn die Pacotilleurs den rothen Fluß bis Nachitoche hinaufgefahren sind, so lassen sie ihre Waaren auf Pferden mehr als sechs hundert Meilen weit tragen. Sie bringen dafür aus Mexiko Piaster und Gold- oder Silberstangen, womit sie Pferde oder Maulesel beladen, welche dort sehr wohlfeil sind. Für ein Stück Nankin oder eine Elle seidenen Zeuges kann man sich oft drey unter einer großen Heerde auslesen. Die Maulesel und Pferde daher sind zwar klein, aber stark und kraftvoll. Die schönsten werden nach der Havanna gebracht, wo sie von sechs hundert bis auf tausend Franken das Stück verkauft werden.

Fünf und Vierzigstes Kapitel.

Sklaverey. Freye Neger. Mulatten.

Die Sklaverey herrscht im ganzen Umkreise der beyden Louisianen. In den mittägigen Gegenden scheint sie fast nothwendig zu seyn, denn nur die Neger können die beschwerlichen Arbeiten des Landbaues in diesem heißen Klima aushalten. Kein Weisser ist es im Stande, wenn er auch noch so sehr geschont wird. Allein freylich muß die Regierung darauf bedacht seyn, auf alle Art den Mißbrauch des Eigenthumsrechts über diese Menschenklasse zu verhüten.

Im untern Louisiana werden die Neger äußerst schlecht genährt. Jeder erhält monatlich etwas über ein Fäßchen Mais in Aehren, welches nicht mehr als ein Drittel-Fäßchen in Körnern *) ausmacht; auch nehmen noch viele Eigen-

*) Ohngefähr 60 Pfund.

thümer etwas für ihre eigene Nation davon weg. Was sie überdies noch zu ihrer Nahrung, so wie zu ihrer Kleidung brauchen, müssen sie sich durch ihre Sonntägigen Arbeiten zu verdienen suchen. Thun sie das nicht, so kommen sie in Gefahr, während der strengen Jahreszeit ganz nackend zu gehen. Den ganzen Sommer über sind die Neger ganz unbekleidet. Blos ihre Schaamtheile werden durch ein Stück Zeug verhüllt, welches im ganzen von den Franzosen bewohnten Nordamerika den Nahmen Braguet erhalten hat. Im Winter tragen sie gewöhnlich ein Hemde und eine Bekleidung von Wolle, in Form eines Redingotes. Die Kinder bleiben oft ganz nackend bis zum achten Jahre, wo sie anfangen, einige Dienste zu leisten.

Alles was die Menschlichkeit und selbst der Eigennutz gegen eine solche Behandlung sagen kann, brauchen wir hier nicht weitläuftig auszuführen, da es bereits von vielen andern Schriftstellern geschehen ist.

Die Neger sind von Natur spitzbübisch, träge, listig und grausam. Daß sie geschworne Feinde der Weissen sind, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Der Sklav muß seinen Herrn hassen. Allein schwerer zu erklären ist der Abscheu und die Wildheit der freyen Neger gegen die Sklaven von ihrer Raçe. Diese behandeln sie mit einer Barbarey, der nichts gleich kommt. Sie nähren sie noch weit schlechter, als die Weissen thun, und überladen sie mit Arbeit. Glücklicherweise läßt sie ihr Hang zum Müssiggange und zur Trunkenheit in einem Zustande der Mittelmäßigkeit verharren, aus dem sie sich selten emporheben.

Wenn gleich die freyen Neger selten ihren Haß gegen die Weissen ganz ablegen, so sind sie doch lange nicht so gefährlich wie die Mulatten. Diese Menschen, welche die Laster beyder Gattungen in sich zu vereinigen scheinen, sind boshaft, rachsüchtig, verrätherisch, und hassen die Schwarzen eben so sehr, als sie die Weissen verabscheuen. Bis zur Barbarey gegen die ersten grausam, ergreifen sie leicht jede Gelegenheit, ihren Arm gegen die letztern zu erheben. Früchte der Ausschweifungen ihrer Väter, von denen sie fast sämmtlich die Freyheit und eine gute Erziehung erhalten, sind sie doch nichts weniger als dankbar dafür. Sie wollten gern wie gesetzliche Kinder behandelt werden, und der Unterschied, den man zwischen jenen und ihnen macht, läßt sie die Urheber ihres Lebens ordentlich verabscheuen. Auf St. Domingo hat man bey den allgemeinen Mordscenen nicht wenige bemerkt, welche ihre Eltern selbst umgebracht haben. Die gewissenhaftesten trugen dies Geschäft einander wechselseitig auf. „Tödte du meinen Vater," sagten sie, „ich will deinen umbringen." —

Sechs und Vierzigstes Kapitel.

Betragen, welches man gegen die Wilden zu beobachten hat, deren Freundschaft man sucht.

Die spanische Regierung hat von jeher Alles durch Geld und Geschenke zu bewirken gesucht, daher hat sie auch den Frieden mit den Wilden auf diese Art erhalten.

Unter allen europäischen Völkern weiß keines so gut sich die Freundschaft der benachbarten Nationen Louisiana's zu erwerben, als das Französische. Sie vergessen es den Franzosen nicht, daß sie die ersten waren, von denen sie Feuergewehr und Messer erhielten, und daß die Franzosen immer durch Tapferkeit sich auszeichneten, welche sie unter allen menschlichen Vollkommenheiten am höchsten achten.

Um von den Wilden etwas zu erhalten, muß man gut, aber streng in der Verwaltung der Gerechtigkeit seyn, und die Weissen, welche sich Ungerechtigkeiten gegen sie erlauben, sehr streng bestrafen.

Unter den Völkern, deren Freundschaft für die Besitzer von Louisiana am bedeutendsten ist, sind die Sioux der Wiesen, die vornehmsten:

1) Weil sie die zahlreichsten, tapfersten und wildesten des Nordens sind.

2) Weil sie als die besten Jäger dem Handel den meisten Vortheil gewähren.

3) Weil sie, Herren des linken Ufers des Missouri und des rechten des Missisippi, alle Gemeinschaft mit den an dem obern Theil beyder Flüsse wohnenden Nationen unterbrechen können.

Nach den Sioux sind vielleicht die Osagen die barbarischesten aller von den Europäern besuchten wilden Völker; indessen lassen sich auch diese wohl im Zaum halten. Man muß nur keine Nachsicht mit einem Vergehen der Wilden haben, sondern es sogleich streng bestrafen, weil sie Nachsicht nicht von Schwäche unterscheiden, und jedes unbestrafte Vergehen sie immer zu neuen anreizt.

Sieben und Vierzigstes Kapitel.

Vortheile des Bodens von Louisiana für Frankreich und diejenigen, welche es seiner Marine bringen kann.

Durch den Traktat von 1796. zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten erhielt Louisiana neue Grenzen. Ehedem umfaßten sie beyde Ufer des Missisippi bis zum Ohio; allein nun wurden sie auf das linke Ufer dieses schönen Flusses über den zwey und dreyßigsten Grad bestimmt, und Spanien blieb nur im Besitz seines Laufs von diesem Orte an, bis zu seiner Mündung.

Von dem dreyßigsten Grade der Breite an, genießt Louisiana, grenzenlos gegen Norden und Westen, aller Vorzüge der europäischen Klimate, und bringt alle Erzeugnisse desselben hervor. Fast in seinem ganzen Umfange ist die Luft rein, der Boden fruchtbar, und mit vielen Erzen versehen. Er ist so schön von Flüssen durchschnitten, daß man überall dadurch eine leichte Verbindung der Einwohner unterhalten kann. Zucker, Baumwolle, Indigo, Reiß, Tabak, wachsen in dem mittägigen Theile, indeß in den

mehr gemäßigten Klimaten der Reichthum des Bodens von dem Menschen nichts weiter verlangt, als nur seinen Schoos zu öffnen, um die reichsten Erndten, Roggen, Mais, Gerste, Hafer und dergleichen, zu geben. Die herrlichen Wiesen endlich, welche einige Stellen der Füsse begränzen, erwarten nur die weidenden Heerden, indeß die vortrefflichsten Früchte ohne Kultur daselbst wachsen, und dem Fleißigen, der sich mit der Pflege derselben noch beschäftigen wollte, einen außerordentlichen Vortheil gewähren müssen.

Für die Marine eines Landes ist diese Gegend besonders wegen des trefflichen hier wachsenden Schiffbauholzes von Bedeutung. Die Zeder, die Cypresse, die Akazie, der Nußbaum, verschiedene Gattungen der Eiche, genug, fast alle zu Masten und zum Rumpfe eines guten Schiffes nöthigen Holzarten, gedeihen hier. Auch der hier wachsende Hanf ist von ausgezeichneter Güte, und weit besser, als der aus dem Norden von Europa. Hierzu kommen nun noch die Bleygruben, welche sich an mehrern Orten nicht tief unter der Erdoberfläche befinden, die Leichtigkeit Potasche und Salpeter zu bereiten, ferner Eisengruben, selbst Kupfer und Silber in nicht geringer Menge. Das Alles macht den Besitz dieses Landes äußerst vortheilhaft und wichtig.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Handelsvortheile. Handel mit Pelzwerk. Mittel, in den See Owinipike zu gelangen.

Der erste Vortheil einer Kolonie in Ansehung der Handelsverhältnisse liegt in der Kolonie selbst; je blühender und bevölkerter sie ist, desto größer ist der Vortheil für das Mutterland. Allein, wenn sie außer ihrer innern Consumtion diesem noch den wichtigsten Waarenabsatz verspricht, wenn die Gegenstände, die sie für die einzuführenden Waaren anzubieten hat, für seine Manufakturen von der größten Wichtigkeit sind, so muß diese Kolonie noch weit bedeutender werden.

Ganz mit Ackerbau beschäftigt, fabriziren die Bewohner des Westen der Vereinigten Staaten weder Kleidungsstoffe noch Hausgeräthe. Neu-Orleans kann recht gut eine Niederlage für solche von Europa aus dahingeschaffte Waaren werden. Auch Kaffee, Zucker, Specereyen und andere ostindische Waaren werden immer zu theuern Preißen daselbst abgesetzt werden können.

In Ansehung des Handels mit Pelzwerk kann Louisiana leicht die Stelle von Canada vertreten. Auf den alleräußersten nördlichen Seeen könnten wir leicht hundert vom Hundert gewinnen.

Ohne uns bey den Wilden aufzuhalten, welche die Ufer des obern Sees bewohnen, in Rücksicht deren wir dieselben Vortheile behalten, wie auf dem Missisippi, weil man in denselben vermittelst eines einzigen Ausladens durch den kleinen rothen Fluß gelangen kann, dessen Mündung in denselben geht; so wollen wir uns lieber an den See Owinipike und in die nordwestlichen Gegenden versetzen.

Zwischen dem Missouri und der Gebirgskette, welche auf dem südlichen Ufer des großen rothen Flusses sich befindet, der sich in den See Owinipike ergießt, lebt noch ein Theil der Nation der Christinons, an der Zahl 500 Krieger fassend. Diese Menschen, welche keine andere Neigung als zum Kriege haben, kennen kaum die Feuerwaffen und die mörderischen Wirkungen derselben. Sie kaufen oft aus bloßer Neugier die allerschlechtesten Dinge. Diese Nation ist zwischen dem 50. und 55. Grade nördlicher Breite, und 120. westlicher Länge des Londner Meridians verbreitet.

Zwischen dem Missouri und dem rothen Flusse, allein weit mehr westlich, ist der Fluß der Osseniboines, der sein Wasser aus dem See Placotte zu bekommen scheint, und sich in den Fluß Catepoie ergießt, der selbst unweit des Sees Owinipike in den rothen Fluß geht. Die Völker, welche seine Ufer bewohnen, bekannt unter dem Nahmen

Osseniboines, liegen zwischen dem 48. und 52. Grade nördlicher Breite, und dem 115. der Länge. Sie sind sehr friedlich und zählen ohngefähr 5 bis 600 Krieger.

Mehr nach Westen zu, am Fuße des Gebirges Orignal, welches die Gewässer des Missouri von denen des Flusses Catepoie trennt, sind die Chivitoans, 2000 an der Zahl. Diese kriegerische Nation scheint immer beschäftigt zu seyn, eine andere Völkerschaft, welche die Nation der Schlange heißt, zurückzutreiben. Die Engländer sind trotz aller Schwierigkeiten wegen der steilen Gebirge zu ihnen gedrungen, und haben mit ihnen gehandelt, und auf dem Missouri gelangt man in zwey Tagen in das Dorf der Chivitoans.

Wenden wir uns mehr gegen Norden und gegen die Gebirgsreihe, welche die Seeen von dem stillen Meere zu trennen scheint, so werden wir unter dem 50. Grade der Breite die Nation der Piégans finden, welche aus 1000 Kriegern besteht. Unter derselben Breite, nur etwas westlicher, befinden sich die Sasacs, 400 an der Zahl, die Schwarzfüße, 1500, unter dem 52sten, und unter dem 54sten die Biber-Nation, ohngefähr 600 an der Zahl.

Alle diese Völker können mit leichten Mitteln ihr Pelzwerk auf den See Owinipike schaffen. Die meisten dieser Nationen betrachten die Weissen als Wesen, welche der große Geist besonders begünstigt. Ganz dicht an dem See Owinipike, unter dem 57. Grade der Breite und dem 110.

der Länge, sind die Schipiwans, und die Makigos, welche gleichfalls 800 Krieger zählen.

Wenn gleich bis jetzt noch Niemand bis zu den Quellen des Mississippi gekommen ist, so ist es doch eine allgemein angenommene Meynung unter den Reisenden, daß er aus einigen der Landseeen entspringt, womit die nordwestliche Gegend bedeckt ist. Ist dem wirklich so, welches die Regierung bald untersuchen lassen kann, so verschwinden gleich alle Schwierigkeiten.

Der Missouri öffnet aber auch einen leichten Weg in den See Owinipike, vermittelst eines andern Flusses Pabinac, der in den obern Theil des großen rothen Flusses fällt, welcher selbst unmittelbar mit dem See Owinipike in Verbindung steht.

Alle Nationen, deren ich gedacht habe, bilden eine Masse von mehr als zwölf tausend Kriegern, von denen die Engländer alljährlich das herrlichste Pelzwerk erhalten, und diesen Vortheil können wir gleichfalls, und noch weit leichter als jene, erreichen.

Dies über die Handelsvortheile, welche der Besitz von Louisiana Frankreich gewähren könnte.

Neun und Vierzigstes Kapitel.

Abreise von Neu-Orleans. Fort Plaquemine, erbaut von Herrn von Carondelet. Fort Bourbon; la Balise, Pilote Major. Ausschließendes Privilegium.

Nach einem Aufenthalte von mehr als zwey Monaten, während dessen man immer von der bevorstehenden Ankunft der Franzosen sprach, reißte ich wieder ab.

Den 29. Dezember verließ ich Neu-Orleans; das nach Bourdeaux bestimmte Schiff, welches mich aufnahm, hatte spanische Flagge und hieß la Mexicana, ich hätte aber bald, seiner schlechten Beschaffenheit halber, damit verunglücken können.

Sechzig Meilen unterhalb Neu-Orleans befindet sich das Fort Plaquemine, erbaut unter der Leitung und dem Gouvernement des Herrn Baron von Carondelet. Dieser Mann hat der Kolonie überhaupt die trefflichsten Dienste

geleistet, und mit unermüdetem Eifer jede Arbeit unternommen und ausgeführt, wodurch den Einwohnern ein Vortheil erwachsen konnte.

Auch hat der aufgeklärte Mann sich standhaft der Einführung der Inquisition widersetzt, welche der Bischoff vorgeschlagen hatte.

Das Fort Plaquemine ist von Ziegeln erbaut, und zeigt eine Batterie von zwölf großen Kanonen, auf jeder der dem Flusse zugekehrten Seiten. Das Fort Bourbon auf dem andern Ufer hat eine Batterie, die sich mit der von Plaquemine kreuzt.

Von diesem Orte bis nach la Balise, dem letzten spanischen Posten auf dem Mississippi, ist das Land gänzlich unbewohnt, und der Boden so niedrig, daß nie an eine Niederlassung daselbst zu denken ist.

Zu la Balise wohnt auch der Oberpilote oder Pilote major, der einzige, der das Recht hat, alle von Neu-Orleans kommende oder dahin gehende Schiffe zu führen, sie mögen gehören welcher Nation sie wollen. Ein Privilegium, welches eigentlich den Reisenden äußerst nachtheilig ist, indem die Piloten, welche gar keine Concurrenz zu fürchten haben, ihre Pflicht nur äußerst mittelmäßig und nachlässig erfüllen. Daher denn auch zum Theil die große Menge von Unglücksfällen in diesen Meeresgegenden.

Etwas Anderes sehr Unbequemes ist, daß der König von Spanien, der allen Vortheil der Pilotage genießt,

kein Fahrzeug unterhält, um denenjenigen zu Hülfe zu kommen, welche ein Unglück betroffen hat. Wer Schiffbruch leidet, verliehrt fast immer seine ganze Ladung, da doch oft ein Boot hinreichend seyn würde, den ersten zu verhüten und gestrandete Schiffe wieder flott zu machen.

Dasjenige, worauf man, wenn man in diesen Meergegenden schifft, vorzüglich aufmerksam seyn muß, ist der Strich des Windes, womit man das Fahrwasser passiren muß. Die Piloten haben mich versichert, daß der Mangel an dieser Kenntniß die meisten Unglücksfälle erzeuge.

Der König von Spanien unterhält zu Balise zwanzig Mann Garnison, welche vorzüglich zum Dienste des Zollamtes bestimmt sind, indem ein Zollbedienter alle ein- und ausgehende Fahrzeuge untersuchen muß. Es sind auch vier und zwanzig Mann daselbst unter den Befehlen des Oberpiloten, welche auf militairischen Fuß unterhalten werden.

Anhang.

Louisiana in politischer Hinsicht betrachtet.

Es ist schwer zu begreifen, wie Spanien im Besitz der beyden Ufer des Mississippi von der Mündung des Ohio an sich hat entschließen können, das eine an die vereinigten Staaten abzutreten, ohne dazu durch die Nothwendigkeit gezwungen zu seyn, der einzige Beweggrund, welcher die Aufopferung eines so bedeutenden Vortheils entschuldigen könnte.

Vergebens würde man die Unmöglichkeit anführen, ein Gebiet von solchem Umfang beschützen zu können; denn wenn dieser Grund hinreichend wäre, so

hätte es ganz Louisiana, so wie noch einen großen Theil seiner andern Besitzungen in Amerika, welche ganz ohne Vertheidigungsmittel sind, und nur die Schwäche der sie umgebenden Völker zum Bollwerk haben, gleichfalls abtreten müssen.

Jedermann weiß, daß die Invasion eines Landes Feindseeligkeiten nach sich zieht, denen die Vereinigten Staaten sich nicht aussetzen konnten und durften, in einem Augenblicke, wo die spanische Regierung in Hinsicht auf sie mit jener unpolitischen Freygebigkeit sich benommen hat. Sie hätten freylich anführen können, daß, da sie Herren der obern Gewässer wären, es ihnen schon deshalb zukomme, den Vortheil von ihrem Laufe im ganzen Umfange zu haben; daß ihre westlichen Provinzen nicht anders als durch die Gemeinschaft derselben mit dem Golf von Mexiko durch den Mississippi bestehen könnten: allein führt denn der Vortheil von dem Laufe eines Stroms nothwendig den Besitz des einen Ufers desselben mit sich? Und wenn dem wirklich so war, warum verlangten sie ihn nicht bis zur Mündung des Flusses? Und wenn Spanien es ihnen nicht schuldig war, warum

hat es ihnen denselben bis unterhalb von Natchez zugestanden? Ich gebe zu, daß Spanien vor der Abtretung an die Vereinigten Staaten ihnen nicht nur Schutz und Sicherheit auf dem Mississippi schuldig war, sondern auch Niederlagen zahlreich genug, damit sie ihren Handel mit unbeschränkter Sicherheit betreiben konnten. Allein diese Niederlagen, weit entfernt ihm zu schaden, hätten vielmehr sein Eigenthum befestigen müssen, und je mehr der Handel der westlichen Provinzen sich ausgebreitet hätte, je mehr wäre es der Vortheil der Vereinigten Staaten gewesen, eine Macht zu schonen, von welcher allein ihr ganzes Glück abhing.

Die spanische Regierung konnte für die freywillige Abtretung des linken Ufers des Mississippi bis zum zwey und dreyßigsten Grade nur durch die Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit seiner Nachbarn entschädigt werden; allein was ist denn die Dankbarkeit einer Nation gegen die andere? Auf das Interesse und die Macht seiner Nachbarn muß ein Staat seine Unternehmungen berechnen, sonst verfehlt er seine Zwecke und wird für schwach oder kleinmüthig gehalten.

Nach diesen Grundsätzen urtheilen die Amerikaner in Rücksicht auf Frankreich, dem sie ihre Freyheit verdanken, und auf Spanien, dessen Wohlthaten sie vergessen haben, um nur die Abhängigkeit zu sehen, in der es sie dadurch gelassen, daß es sie nicht in den vollständigen Besitz des linken Ufers des Missisippi bis zu seiner Mündung gesetzt hat.

Dadurch, daß sie das politische System einiger europäischen Völker ihrem Interesse angepaßt haben, reklamiren sie die sogenannten Naturgrenzen, um sich Mittel zu verschaffen, sie recht schnell zu überschreiten; dies erst aufblühende Volk fängt an seine Kräfte in der neuen Welt zu fühlen, und nur eine furchtbare Macht kann es im Mittage, wie die Engländer auf der Nordseite, in Respekt erhalten.

Schwach in Europa, ohne Kraft und Achtung in Amerika, ist dies Spanien gar nicht im Stande. Es bedarf eines weit mächtigern Arms, um die Schlüssel einer Barriere zu behaupten, wovon das Verschlingen dieses ganzen Theils des Continents, und folglich auch die Befreyung der Kolonien abhängt, so-

bald sie Nachbarn neben sich fühlen werden, mächtig genug, sie zu beschützen, und thätig genug, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Umsonst würde man sagen, die Amerikaner seyen keine kriegerische Nation. Ganz dem Ackerbaue oder dem Handel ergeben, dächten sie gar nicht auf Vergrößerung, und schon die Form ihrer Regierung hindere jeden Eroberungsplan; auch erfordere es ja ihr eigener Vortheil, daß sie mit den europäischen Mächten in der vollkommsten Eintracht lebten.

Darauf aber antworte ich: sie sind nicht kriegerisch, weil sie noch keine überflüssigen Arme haben, und wenn das System ihrer Regierung auch für den Augenblick jeder Vergrößerung entgegen gesetzt ist, so darf man doch nicht darauf für die Zukunft rechnen. Ueberdies ist auch diese Regierung noch lange nicht fest genug gegründet, und es könnte leicht durch Revolutionen eine neue entstehen, welche nicht gerade jene friedliche Gesinnung annehmen dürfte.

Eine andere für Frankreich nicht minder wichtige Rücksicht ist die Nothwendigkeit einer großen Kolonie,

auf welche es den Ueberschuß seiner Bevölkerung verpflanzen kann. Alle gutregierte Völker, bey denen Handel und Künste blühen, erhalten bald eine so übergroße Bevölkerung, daß diese, weil sie auf dem ersten Grund und Boden sich nicht mehr erhalten kann, nothwendig anderswo eine angenehmere Existenz für sich suchen muß. Die Römer hatten zahlreiche Kolonien, die Griechen in den Zeiten ihrer Blüthe zählten deren mehrere; die allzuzahlreichen Völker des Nordens verschlangen die mittägigen Länder, und in weniger entfernten Zeiten haben wir gesehen, daß alle große Mächte Europa's, mit einem unruhigen und ehrsüchtigen Menschenhaufen unermeßliche, bisher öde und wüste Länder bedeckt haben, ohne daß ihre Bevölkerung auffallend dadurch geschwächt worden wäre.

So hat Holland seine Industrie in die beyden Indien gebracht, wo es treffliche Kolonien besitzt, und England, einer der am wenigsten bevölkerten Staaten Europens, hat neue Reiche gegründet und zählt auf dem einen und dem andern Continente mehr Unterthanen als in seinem eigenen Schooße. Frankreich allein ist jetzt noch dieses Vortheils beraubt; freylich

ist hier die Klasse der Landbebauer an den Boden sehr gefesselt, worauf sie gebohren wurden; allein bey einer so großen Bevölkerung müssen immer auch Abentheurer sich finden, denen doch eine Zuflucht für ihr Bedürfniß muß angewiesen werden können.

Kein Theil der neuen Welt aber scheint zu diesem Zwecke tauglicher als Louisiana, wo keine Art der Industrie durchaus nicht fehlschlagen kann. Zwischen einem Ackerbauenden und Handeltreibenden, und einem reichen und trägen Volke mitten inne gelegen, könnte der Franzose dann seinem Erfindungsgeiste freyen Spielraum lassen. Er würde von dem einen ziehen, was er für das andere brauchte, und seine Thätigkeit würde leicht die fehlenden Hülfsquellen ersetzen. St. Domingo ist lange Zeit Zeuge gewesen von dem, was er vermag. Louisiana aber steht jener Kolonie nicht im Geringsten nach.

Eine dritte und die letzte Betrachtung gründet sich auf die Natur des Menschen und des Landes selbst. Man kann nicht mehr zweifeln, daß das neue Continent nicht dereinst von dem alten ganz unabhängig

werden sollte. Seine Länder sind zu schön, sein Boden zu ergiebig, sein Klima zu wohlthätig, als daß es nicht zahlreiche Einwohner anziehen sollte, welche wohl das Joch zerbrechen werden, welches nur Schwäche tragen kann. Frankreich wird freylich durch die Besitznehmung von Louisiana diese nothwendige Folge der Zeitbegebenheiten nicht hindern, aber wohl aufhalten können, wenn, wie es nicht zu zweifeln steht, seine Regierung sich dort Liebe und Achtung zu erwerben weiß.

Funfzigstes Kapitel.

Gründe, welche den Verkauf von Louisiana haben veranlassen können.

Aller Vortheile ohngeachtet, welche der Besitz von Louisiana Frankreich zu versprechen schien, hat die Regierung es für nöthig und nützlich gehalten, dieses Land den Vereinigten Staaten als Bezahlung einer heiligen Schuld abzutreten, welche es gegen sie im Laufe des letzten Krieges auf sich geladen hatte.

Nachdem ich mir jede Bemerkung über die letzte Abtretung an Spanien untersagt habe, dürfte

es seltsam scheinen, daß ich jetzt die Gründe dieser zweyten Abtretung aufsuche; allein die Umstände sind durchaus nicht die nehmlichen.

Im Jahre 1764. kannte die Regierung selbst die Vortheile nicht, welche ihr diese Kolonie gewährte, und Frankreich betrachtete sie nur als einen Ort, wohin es seine Verbrecher senden könnte; in unsern Tagen aber sind ihm über dieses neue und trefliche Eigenthum die Augen aufgegangen. Alles, was eine Verbesserung seiner Vermögensumstände durch Spekulationen des Handels und der Indüstrie suchte, warf seine Blicke auf dieses Land der Verheissung. Wenn ich dem Publikum den ganzen Umfang seines Verlustes gezeigt habe, bin ich ihm nun auch Rechenschaft von den Gründen schuldig, welche die Regierung veranlassen konnten, diese schöne Kolonie aufzugeben, wenigstens von denenjenigen, welche Jedermann beurtheilen und würdigen darf.

Friedlich und wohlthätig in seinen Planen hatte der Chef der französischen Regierung mit Wohlgefallen

ein neues und reiches Land betrachtet, wo er den Ehr- und Habsüchtigen Befriedigung ihrer Neigungen versprechen durfte. Er sprach mit Enthusiasmus von dem schönen Lande, welches seine weitschauende Klugheit uns wiedergegeben hatte, so wie von der neuen Laufbahn, welche es dem Handel, dem Ackerbau und den Künsten eröffne. Er that alles Mögliche, um Menschen aus allen Ländern zu bewegen, sich dort anzusiedeln und ihren Hoffnungen die Gewährung zu sichern.

Der Krieg allein konnte diesen Enthusiasmus abkühlen und die großen Plane aufhalten, welche die französische Regierung mit Louisiana vorhatte. England, dem der Reichthum dieses Landes nicht unbekannt war, wußte auch, welche Hülfsquellen es Frankreich eröffnen würde; der Widerstand, den es gegen seine Besitznehmung äußerte, beweißt, daß es alle Vortheile davon wohl kannte. Ja man kann es als gewiß ansehen, daß einer der wichtigsten Gründe des englischen Ministeriums zur Brechung des Friedens die Abtretung von Louisiana gewesen ist. Es konnte sich nicht verhehlen, daß

es eine Niederlage für die Verproviantirung der spanischen Kolonieen und der Vereinigten Staaten werden, daß wir, im Einverständniß mit Spanien, unsern natürlichen Bundesgenossen ihnen den Golf von Mexiko verschließen, daß die Havanna im Fall eines Krieges ein Platz werden würde, wo wir die schönsten Schiffe von der Welt erbauen könnten, und daß ein so gut gelegener Hafen seinem Handel äußerst gefährlich werden müßte.

Als die französische Regierung die Unmöglichkeit einsahe, einen Frieden zu erhalten, den sie wünschen mußte, und für den sie so viel aufgeopfert hatte, fühlte sie, daß Louisiana, dessen Besitznehmung ihr dann unmöglich wurde, ihr sehr zur Last fallen müßte, wenn sie es behielte, und schädlich, wenn es in den Händen Spaniens bliebe.

Die Engländer, welche es unvertheidigt wußten, konnten sich seiner leicht bemächtigen; in diesem Falle wurde es dann der Zufluchtsort für eine Menge ihrer Anhänger, welche sie noch in den Vereinigten Staaten sich erhalten haben. Und dann,

welche Vortheile konnte es Frankreich während eines Krieges gewähren, der ewig dauern zu sollen schien, wenn er sich nicht mit der Vernichtung oder wenigstens vollkommenen Demüthigung seines Rivals endigte: denn gesetzt auch wir hätten ein Truppencorps gelandet, zahlreich genug, um es gegen eine Invasion zu schützen, wie durften wir hoffen, dieses mit Waffen und Kriegsmunition zu versehen, dergleichen es im Lande selbst nicht finden kann? wie sollten wir es bekleiden, ohne von den Engländern selbst zu kaufen? wie konnten wir die Bevölkerung dieser Kolonie vermehren, ohne welche sie uns doch von keinem wesentlichen Nutzen seyn konnte? und wie sollten wir sie endlich der Handelsvortheile theilhaftig machen, und des Absatzes ihrer Produkte, die ihre einzige Hülfsquelle sind? —

Einige sind der Meynung gewesen, Frankreich hätte, bis zu Ende des Krieges, sie einstweilen im Depot der Spanier lassen können, welche sie dann vor wie nach regiert haben würden. Man fügte noch hinzu, daß die Neutralität dieser Macht uns für die Zukunft den friedlichen Besitz versichert haben

würde. Allein wie durfte man lange auf die Achtung der spanischen Neutralität von Seiten Englands trauen? Konnte man glauben, daß es der Versuchung widerstehen würde, sich der ungeheuern Summen zu bemächtigen, welche diese Macht aus seinen Kolonieen zieht? Ueberdies war es für Louisiana selbst vortheilhaft, es nicht länger unter dem Joche dieser Macht zu lassen.

Leben des Amerikaners, George August Bowles.

Das Continent von Amerika hat, wenn es gleich schon seit vielen Jahren bevölkert ist, dennoch nur wenig Menschen hervorgebracht, deren Namen auf die Nachwelt überzugehen verdient hätten. Franklin und Washington sind vielleicht in dieser Hinsicht die einzigen.

Ich hoffe, der Leser wird es mir Dank wissen, wenn ich ihn mit einem Manne bekannt mache, der sich gewiß in der civilisirten Welt berühmt gemacht haben würde, der aber, durch die Umstände aus der Bahn getrieben, für die er eigentlich bestimmt zu

seyn schien, darinnen eine ganz neue Art des Ruhmes gefunden hat. Obgleich noch am Leben, und von einer gewissen europäischen Macht als ein Räuber und Bandit betrachtet, verdient er nichts desto weniger durch die Originalität seines Charakters, den Umfang seiner Kenntnisse, welche er einzig nur aus seinem eigenen Geiste geschöpft hat, durch seine großen, weitreichenden Plane, die er zum Theil nur erst gefaßt, zum Theil wirklich ausgeführt hat, die Aufmerksamkeit jedes unpartheyischen Mannes, dem es Freude macht, den Stempel des Geniees überall zu bemerken, wo die Natur ihn ausgeprägt hat.

George August Bowles ist geboren in Maryland, einer der Provinzen der Vereinigten Staaten. Sein Vater, ein Engländer von Geburt, hatte ein ziemlich beträchtliches Vermögen zusammengebracht, und genoß der Achtung aller seiner Mitbürger, unter denen er einen ehrenvollen Platz einnahm.

Im Jahre 1775, als der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach, ging der junge Bowles, der kaum erst aus dem Kindheitsalter getreten war, den Abenteuern des kriegerischen Lebens nach, wofür er recht eigentlich geschaffen zu seyn schien.

Es würde schwer seyn, den Grund anzugeben, warum er die Parthey der Engländer derjenigen vorzog, der ihn seine Geburt zu widmen schien, und er selbst würde sich jetzt schwerlich Rechenschaft davon zu geben wissen. Wahrscheinlich ist es, daß die Eleganz und gute Haltung der englischen Regimenter allein seine Wahl bestimmten.

Kaum dreyzehn bis vierzehn Jahr alt entfloh er aus dem väterlichen Hause, und ging als Freywilliger unter ein englisches Infanterieregiment, wo er ohne große Schwierigkeiten angenommen wurde. Nachdem er ein Jahr hier gedient hatte, wurde er unter die Royalisten von Maryland aufgenommen, welche der Oberste Jakob Chalmers befehligte, ein unter den Seinigen durch seine Talente, sein

großes Vermögen und seine Vaterlandsliebe ausgezeichneter Mann.

Im Jahre 1777 schiffte er sich mit seinem Regimente, unter dem er nun Offizier geworden war, nach Jamaika ein, und kam mit ihm nach Pensacola in Florida, wo er wegen Insubordination und Mangel an Pünktlichkeit seines Postens beraubt wurde. Weit entfernt, sich dadurch sehr gekränkt zu fühlen, ertrug er sein Schicksal mit Gleichgültigkeit, ja mit Freude.

Erzogen auf der Grenze wilder Völkerschaften, mitten in tiefen Waldungen, gewohnt, sich ohne Zwang allen seinen Neigungen zu überlassen, konnte der junge Bowles nicht begreifen, daß die militairische Zucht so imposant sey; er dachte, ein Heer bedürfe nur des Muthes und brauche sich keinesweges an eine Menge kleiner Dienste zu binden, welche ihm so bedeutungslos vorkamen.

Indessen, was sollte nun, ohne Mittel des Unterhalts, in einem fremden, an allen Hülfsquellen

leerem Lande aus ihm werden? — Er war auf dem Punkte, wo die Verzweiflung sich seiner zu bemächtigen drohte, da erfuhr er, daß ein Theil der Creeck-Nation, welche die Geschenke abgeholt hatte, die die englische Regierung ihr zu machen pflegte, eben im Begriff sey, in ihre Heimath zurück zu kehren. Stolz auf das unabhängige Leben, das er unter diesen Menschen zu führen hoffte, warf er seine bisher getragene Uniform mit Verachtung in's Meer, und trat zu der Parthey der Wilden über, welche ihn mit Vergnügen und Freundschaft aufnahm.

Nachdem er sich einige Monate bey seinen neuen Beschützern verweilt hatte, wollte er das Land wieder sehen, wo er eine solche Demüthigung erlitten hatte, die ihn zu dem Leben der Wilden veranlaßte; er nahm daher von ihnen Urlaub, und reißte nach Pensacola.

Als er auf der andern Seite der Bay angekommen war, auf der dieser Platz erbaut ist, sahe er dicht am Ufer ein Faß schwimmen, dessen Boden eingeschla-

gen war. Ohne auf etwas anders zu achten, als seine Neigung zu allem Neuen und Ungewöhnlichen, machte er sich aus einem Baumzweige einen Mast, ein Seegel aus seiner Bedeckung, beschwerte das Faß mit einigen Steinen, und durchschiffte in diesem neuen Fahrzeuge die Bay, indem er blos darauf bedacht war, dem Ufer nicht zu nahe zu kommen.

Hier war es, sagte er selbst oftmahls, wo er zuerst Lust zur Schiffarth bekam, und es sich zum Gesetz machte, in seinem Geiste Hülfsquellen für die bedenklichsten Lebensmomente aufzusuchen.

Nach einer Abwesenheit von einem Jahre kehrte er zu den Creeks zurück, und es schien, als wollte er sich für immer an sie anschließen. Er heirathete nehmlich die Tochter eines ihrer Anführer, und erwarb sich durch seinen Muth, seine Freygebigkeit und seine klugen Rathschläge, ihre volle Freundschaft.

Im Jahre 1779, als der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, zeichnete er sich durch seine Fassung und die Ueberlegenheit seines

Genies aus. Noch immer ein treuer Freund der Engländer, ob er gleich von ihnen beleidigt war, veranlaßte er seine Waffenbrüder, Pensacola zu Hülfe zu eilen, welches eben von den Spaniern belagert wurde. An der Spitze des Haufens, den er gebildet hatte, drang er in die Stadt ein, wo er sich als der erfahrenste Krieger benahm. Der Angriff auf la Mobile bot ihm eine neue Gelegenheit dar, sich auszuzeichnen.

Der laute Beyfall des Heeres, den er sich daselbst bey verschiedenen Vorfällen zu verdienen wußte, vermochten den General Campbell ihm eine Compagnie anzubieten, welche er auch annahm; allein kurz darauf wurde er derselben durch ein Kriegsgericht wieder beraubt, welches ihn beynahe zum Tode verurtheilt hätte, weil er einem seiner Obern an der Spitze der Armee gedroht hatte.

Des Dienstes der Europäer nun auf immer überdrüßig, warf er sich wieder seinen Freunden in die Arme, in deren Schooße er seine Kinder als ein Pfand seiner Liebe und Treue zurückgelassen hatte.

Obgleich kaum erst neunzehn Jahr alt, hatte er ihnen doch schon eine Art von Verehrung eingeflößt, und sie liebten ihn dergestalt, daß er sogar den Zunamen des vielgeliebten Kriegers erhielt.

Er hielt sich nun ein ganzes Jahr unter ihnen auf, während dessen er nicht müßig blieb. Die guten Rathschläge, die er ihnen ertheilte, die neuen Vertheidigungs- und Angriffsmittel, worinnen er sie unterrichtete, mußten ihnen im Nothfall eine große Ueberlegenheit über ihre Feinde versichern.

Unfähig lange in Unthätigkeit zu bleiben, machte er eine Reise, um die Küsten von Florida zu besuchen. Nachdem er diese ihrer ganzen Länge nach durchstrichen hatte, schiffte er sich nach la Providence ein, wo er für seine Nation um Unterstützung an Waffen und Kriegsmunition aller Art bat. Nachdem er diese erhalten hatte, kehrte er nach Florida zurück, landete den Spaniern zum Trotz daselbst, und bedrohte sie mit seiner schweren Rache, wenn sie sich seinem Verlangen widersetzten,

und so ließ er ohne alles Hinderniß alle seine Munition in die Dörfer der Creecks bringen.

Hierauf schiffte er sich mit einigen seiner unerschrockenen Waffengefährten auf einem Transportfahrzeuge ein, das er sich zu verschaffen gewußt hatte, lehrte sie die Führung desselben, und kreuzte mit ihnen auf dem Golf von Florida, wo er mehrere spanische Fahrzeuge wegnahm, welche nach der Havanna oder Neuorleans bestimmt waren.

In seinem Handel durch einen Feind beschränkt, den es bisher nur verachtet hatte, bedeckte sich Spanien dadurch mit Schande, daß es einen Preiß auf den Kopf eines Mannes setzte, der nicht sein Unterthan war, und den Krieg gegen dasselbe auf eine sehr rechtliche Weise führte. Eine an die Küsten von Florida zur Bedeckung der Handelsfahrzeuge abgesandte Corvette wurde mehrmals gezwungen, sich zurückzuziehen, und troz den Pfiffen und der Schlauheit der Spanier fuhr Bowles doch immer fort, mit Vortheil das Meer zu behaupten.

In seinem Volksstamme mit unbegrenzter Gewalt bekleidet, hörte er nach dem Frieden von 1783 nicht auf, sich mit der Verbesserung des Schicksals seiner Waffengefährten zu beschäftigen.

Im Jahre 1785 bedroht mit einem Kriege, den er gegen die Einwohner von Georgien zu führen haben würde, deren Versammlung Ländereyen verkauft hatte, welche eigentlich den Creecks gehörten, reißte er nach Augusta, wo die Staaten versammelt waren, und wohnte regelmäßig allen Versammlungen bey, welche Bezug auf den Gegenstand hatten, der ihn hinführte.

Nachdem er alle mögliche Nachrichten eingezogen hatte, die ihm nützlich werden konnten, kehrte er, fest überzeugt, daß er für die Bewohner dieser Provinz nichts zu befürchten habe, zu seinen Freunden zurück, die er nun von Allem treulich unterrichtete.

Zu desto größerer Sicherheit brachte er einen allgemeinen Bund mit allen andern indischen Nationen von Florida bis nach Canada in Vorschlag, und so-

gleich gingen Deputirte ab, um Vorschläge zu thun, welche einstimmig angenommen wurden.

Um seinen Maasregeln desto mehr Nachdruck zu geben, reißte Bowles, versehen mit allem Gelde, welches er auf den verschiedenen spanischen Fahrzeugen genommen hatte, nach St. Augustin, von wo aus er sodann nach la Providence ging. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er nach seiner Rückkehr 1787. auf einem mit Munition beladenen Schiffe erfuhr, daß die Spanier unterdessen mit den Anführern der Creeks in Unterhandlungen getreten waren, unter die sie eine große Menge silberner Medaillen vertheilt hatten; daß diese dafür sich anheischig gemacht hatten, die Georgier zu bekriegen, und daß sie bereits Waffen und eine sehr große Menge Schießpulver besaßen.

Er hatte nicht viel Mühe, ihnen das Ungereimte ihres Benehmens klar zu machen. Auf seine Veranlassung sandten sie daher ihre Medaillen dem Gouverneur zurück, dessen Haß gegen Bowles um so mehr wuchs, je größer ihm die von diesem empfangene Beleidigung dünkte.

Der Krieg zwischen England und Spanien, der auf dem Punkte gewesen war, auszubrechen, brach indessen doch nicht aus, und die Georgier blieben ihrer Seits in Unthätigkeit. Bowles benutzte diesen Augenblick der Ruhe, um den Plan auszuführen, den er schon lange gefaßt hatte. Dieser bestand nehmlich darinne: die Häfen von Apalachicola, Oackwelakre und Tampé zu Freyhäfen für alle Handeltreibende Nationen zu erklären, und von dieser Entschließung die benachbarten Völker offiziell zu benachrichtigen, und eine besondere Flagge anzunehmen, damit ihre Schiffe ausgezeichnet und respektirt werden könnten.

Um das Gelingen seiner Maasregeln zu sichern, sandte er einige hundert Krieger nach Apalachicola und Tampé, und er selbst begab sich nach Oackwelakre, wo einige spanische Abgesandte ihn umzubringen versuchten: allein dieser Versuch bewirkte weiter nichts, als einen Einfall in die Apalachen, einen kleinen spanischen Posten in Florida, den er in Contribution setzte. Glücklicherweise befanden sich diejenigen, welche er als Urheber des gegen sein Leben angesponnenen

Complotts im Verdachte hatte, gerade nicht daselbst zugegen.

So wandte dieser Mann, der vielleicht größer war als viele Andere, die diesen Beynahmen erhielten, alle seine Kräfte und Fähigkeiten an, um eine zahlreiche, tapfere Nation zu discipliniren und zu civilisiren, so, daß sie bald unter die polizirten Völker getreten seyn würde, wenn die niedrige Eifersucht Spaniens seine edelmüthigen Plane nicht aufgehalten hätte. Ein Mann, wie dieser Bowles war, meynte man, sey den spanischen Besitzungen in Florida und Louisiana gefährlich, und man müßte sich um jeden Preiß von ihm zu befreyen suchen.

Zwey spanische Offiziere trugen kein Bedenken, sich in den Augen der ganzen Welt zu entehren, um die Regierung bey den schimpflichen Maasregeln zu unterstützen, welche sie nehmen zu müssen glaubte. Diese beyden Männer, mit Nahmen Hevia und Rousseau, erhielten den Auftrag, sich zur Nation der Creeks mit einem Briefe des Gouverneurs von

Louisiana zu begeben, der geradezu an den General Bowles gerichtet war.

Er schrieb darinnen, „daß die von den Völkern, deren Oberhaupt er sey, gemachten Friedensvorschläge von der Beschaffenheit wären, daß sie nur von dem Hofe entschieden werden könnten, weshalb er sie auch sogleich nach Madrid gesandt habe. Indessen habe er Befehl, über verschiedene Punkte mit den benachbarten Völkern zu unterhandeln, und er sey bereit, dieses zu ihrer Zufriedenheit zu thun.“ Er setzte noch hinzu: „ein Traktat von dieser Art würde unendlichen Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn die mit den Vollmachten ihrer Nationen versehenen Führer sich einander nicht näherten; überzeugt von seinem Wunsche, den Frieden und das gute Vernehmen wieder herzustellen, ergreife er das Mittel, ihm ein Schiff mit zwey Offizieren zu senden, welche den Auftrag hätten, ihn nach Neu-Orleans zu begleiten, wo alle Schwierigkeiten leicht würden gehoben werden können. Er für seine Person mache sich ein Vergnügen daraus, ihn zu sehen, und selbst mit ihm zu unterhandeln.“ Schlüßlich sagte er noch: „er habe das Jahr-

zeug mit Allem versehen lassen, was ihm auf seiner Ueberfarth angenehm seyn könnte, und die zu seiner Begleitung bestimmten Offiziere hätten Befehl, ihm in Allem zu gehorchen, und sich mit aller Achtung gegen ihn zu benehmen, die er verdiene."

Nachdem Bowles dieses Schreiben gelesen hatte, stellte er die Offiziere den Kriegern vor, die ihn umringten, und versammelte einen Rath, um zu entscheiden, was er thun sollte. Mehrere der Vornehmen bezeigten Mißtrauen, allein da die Offiziere bey ihrer eigenen Ehre und der ihrer Nation schwuren, daß der General längstens binnen vierzig Tagen zurückkehren sollte, so bestimmte er selbst seine Waffenbrüder dazu, daß sie ihn reisen ließen. Als er zu Neu-Orleans angekommen war, stellte er sich dem Gouverneur dar, der ihn mit allen äußern Zeichen der Freundschaft aufnahm. Nachdem er sich in einige Unterhandlungen, welche sich auf das Interesse seiner Nation bezogen, eingelassen hatte, stellte sich dieser als habe er nicht das Recht, über verschiedene Artikel zu transigiren, welche er für äußerst wichtig ausgab, und troz der verpfändeten Ehre der Nation und der

Offiziere, ließ er Bowles nach der Havanna einschiffen, von wo aus er kurz darauf nach Spanien abging.

Bey seiner Ankunft in Madrid that er den Vorschlag, den König von England zum Schiedsrichter zu erwählen; allein anstatt darein zu willigen, suchte ihn die spanische Regierung durch das Anerbieten eines großen Vermögens und eines glänzenden Postens in der Armee zu verführen; aber Bowles verwarf beyde Anträge mit Abscheu. Auf seine Weigerung wurde die Wache bey ihm verdoppelt; man gab ihm zu verstehen, er habe einen zu großen Einfluß auf den Geist der Indianer, als daß man ihm jemahls gestatten werde, wieder nach Florida zurückzukehren, und daß, wenn er nicht Zeit lebens gefangen bleiben wolle, er das Anerbieten der Regierung annehmen müsse.

Da man indessen bemerkte, daß ihn diese harte Behandlung nur mehr aufbringe, versuchte man eine andere Art des Angriffs. Sein Tisch wurde mit den ausgesuchtesten Gerichten und den allerköstlichsten Weinen besetzt; man erwieß ihm alle nur mögliche äußere

Ehre, und den Offizieren, welche um ihn waren, wurde befohlen, allen seinen Wünschen zuvorzukommen, und ihm aufs pünktlichste zu gehorchen. Allein Bowles ließ sich durch dieses neue Benehmen nicht täuschen, er antwortete: daß man mit einem Gefangenen keinen gültigen Vertrag abschließen könne, und daß man, um diesem Festigkeit zu geben, erst jenen in Freyheit setzen müsse.

Weit entfernt, in diesen Vorschlag einzuwilligen, fügte Spanien eine neue Unredlichkeit zu der schon begangenen. Ein Alcade nehmlich meldete ihm, der König habe zu Cadix zwey Commissarien ernannt, um mit ihm zu unterhandeln, und er solle sich, um alle Schwierigkeiten zu heben, nur in diesen Hafen begeben. Ein Wagen erwartete ihn an der Thüre. Er setzte sich hinein, begleitet von einem Offizier. Nach einer achtmonatlichen Gefangenschaft in der Hauptstadt, kam er zu Cadix an, wo er von neuem ein ganzes Jahr lang gefangen saß. Unter der Zeit machte man ihm wieder einen Vorschlag, worüber man ihn selbst hören muß.

„Ein Abgeordneter," schreibt er in einem Briefe an seine Freunde, „meldete mir eines Tages, daß, wenn ich an den gegenwärtigen Minister, den Duca d'Alcudia schreiben und die Grafen d'Aranda und Florida Blanca wegen der erfahrnen schlechten Behandlung anklagen wollte, ich wieder an den Hof gebracht und meine Angelegenheiten zu meiner größten Zufriedenheit beendigt werden sollten. (Diese beyden Männer waren nehmlich in Ungnade gefallen, vom Hofe entfernt und sehr gedrückt.) Mein Unwille über diese Zumuthung läßt sich nicht beschreiben. Ich verbot dem Ueberbringer der Botschaft jede weitere Rede darüber."

„Nun," versetzte er, „wenn Sie nicht so wollen, so müssen Sie nach den Philippinen! —"

„Wenig Tage nach diesem schändlichen Antrage, wurde ich an Bord eines Schiffes gebracht, dessen Bestimmung ich nicht erfahren konnte. Alle mein Gepäcke blieb, vermuthlich absichtlich, am Lande zurück, und nun machte ich, fast nackend in der strengsten Witterung, die Reise nach Lima über das Cap

Horn. Hier wurden mir die schon gemachten Anträge von Seiten des Königs von Spanien wiederholt, und auf meine abermalige Weigerung wurde ich nach Manilla eingeschifft, wo ich den 27. November 1795. ankam."

Den Tag nach seiner Ankunft daselbst wurden ihm die Bewegungsgründe zu seiner Gefangennehmung und Einschließung auf dieser Insel bekannt gemacht. Se. kathol. Majestät beschuldigten ihn nehmlich, er habe sich seiner Staaten in Florida bemächtigen und die Häfen derselben für alle der seinigen befreundete Nationen frey erklären wollen. Er müsse nun, sagte man ihm, bis auf weitere Befehle des Königs, auf dieser Insel bleiben. Er könne sich hier selbst ein Amt oder eine Anstellung wählen; wolle er aber das nicht, so müsse er für seinen Unterhalt allein sorgen.

Während einer Gefangenschaft von mehrern Monaten, erfuhr er alle nur mögliche schlechte Behandlungsarten, bis endlich der Gouverneur Befehl erhielt, ihn wieder nach Europa zurückzusenden.

„Es war den 2. Februar 1797. um 10 Uhr des Morgens,“ sagt er ferner, „als man mir meldete, daß ich mich noch diesen Abend zur Abreise bereit halten sollte.“

„Um zwey Uhr Nachmittags schiffte ich mich auch wirklich auf dem Schiffe la Pure Conception ein, welches nach Isle de France bestimmt war. Hier erfuhr ich nun die erste Nachricht von dem Kriege zwischen Spanien und England, so wie von der Abtretung von Louisiana an Frankreich. Ich wurde ebenfalls benachrichtigt, daß die letztere Macht die Vereinigten Staaten bedrohe, welche ihrer Seits auch entschlossen zu seyn schienen, den Kampf zu bestehen. Verschiedene Kapitaine von Handelsschiffen, welche nach Neuyork, Baltimore oder Philadelphia bestimmt waren, wollten mich mit an Bord nehmen; allein ich hatte den Plan bey mir ausgebildet, mich des spanischen Fahrzeugs, auf dem ich mich befand, zu bemächtigen, und mich mit demselben zu meinen Freunden zu begeben; daher schlug ich jeden andern Vorschlag aus.

„Indessen ahndete man, trotz meiner Vorsicht und Klugheit, Etwas von meinem Plane, und entfernte alle diejenigen von mir, mit denen ich nur das geringste Einverständniß zu haben schien. Als ich auf der Insel de l'Ascension angekommen war, täuschte ich doch die Wachsamkeit meiner Wächter, und begab mich nach Sierra-Leone, wo der Gouverneur Zacharias Makauly mir auf einer eben segelfertigen Goëlette einen Platz nach London anbot."

„Von einem fürchterlichen Sturme ergriffen, mußten wir bey den Inseln des grünen Vorgebirges anlegen, und hier traf ich das königliche Schiff Isis, dessen Kapitain Mitschell mich an Bord nahm und nach Portsmouth brachte."

Bey seiner Ankunft in England hatte Bowles nicht einmal so viel, um sich die ersten Lebensbedürfnisse erzeugen zu können; allein als er erfuhr, daß Pitt sich auf dem Schlosse Walmer befinde, ließ er sich dahin bringen, und blieb mehrere Tage daselbst, während welcher er sich von seinen Strapatzen erholte.

Mit einem Empfehlungsschreiben des Ministers versehen, begab er sich in London zum Herzog von Portland, der ihn denn auch äußerst freundschaftlich aufnahm, und ihm während seines Aufenthaltes in London alle mögliche Annehmlichkeiten zu verschaffen suchte.

Ueberhäuft mit den Wohlthaten der Regierung, welche ihm alle Unterstützung zusicherte, die er für seine Nation begehrte, reißte er nach einem ziemlich langen Aufenthalte in England wieder ab, indem er vor Sehnsucht glühte, die an ihm verübte Gewaltthätigkeit an den Spaniern auf alle Weise zu rächen.

Von dieser Zeit an ist er unaufhörlich bemüht gewesen, Spanien alles nur mögliche Uebel anzuthun; er hat ihm verschiedene Handelsschiffe genommen, und nicht aufgehört, die angrenzenden spanischen Besitzungen zu beunruhigen.

Endlich im Jahr 1801., als er einen hinreichend zahlreichen Haufen zusammengebracht hatte, marschirte er gegen die Apalaches, vertrieb die spanische Besatzung aus dem Fort, ohne daß sie es wagte, auch nur einen Schuß zu thun, vernagelte die Kanonen, zerstörte einen Theil der Festungswerke, und behauptete

den Platz so lange, bis der Gouverneur von Neuorleans eine hinreichende Macht gegen ihn sandte, der er auf keine Weise widerstehen zu können glaubte.

Bowles ist groß, gut gebaut, von angenehmer Bildung, obgleich eben so olivenfarbig als die Nationen, unter denen er lebt. Seemann, noch ehe er ein Schiff gesehen hatte; Mathematiker, ohne auch nur die ersten Elemente dieser Wissenschaft inne zu haben; Chemiker und Mechaniker, würde er gewiß, wenn sich sein Genie auf eine dieser Wissenschaften ausschließend gelegt hätte, es zu einem ausnehmend hohen Grade der Vollkommenheit darinnen gebracht haben.

Er zeichnet außerordentlich treu der Natur, nimmt einen Plan mit Leichtigkeit und Kenntniß auf, spricht französisch, spanisch, so wie fast alle Dialekte der Wilden in diesem Theile des Continents, und das mit derselben Leichtigkeit, wie seine Muttersprache.

Ich kann diesen kurzen Abriß seines Lebens nicht beschließen, ohne noch einen Zug anzuführen, der auch einen deutlichen Beweis seines großen Charakters ausmacht. Während seiner Farth von der Havanna nach Spanien, fiel einer von den Offizieren, welche ihn so schimpflich verrathen hatten, ins Meer. Immer

langsam in allen ihren Bewegungen, eilten die spanischen Matrosen nicht sehr, ihm zu Hülfe zu kommen. Bowles, der sich, in tiefen Betrachtungen versunken, auf dem Hintertheile des Schiffes befand, hatte nicht sobald den unglücklichen mit den Wellen Kämpfenden bemerkt, als er sich ins Wasser stürzte, und nur den Menschen in seinem Feinde erblickend, ihn rettete. Nachdem er ihn an Bord des Schiffes gebracht hatte, sagte er zu ihm auf spanisch, doch laut genug, daß es die ganze Mannschaft verstehen konnte: Ich hätte mich an dir rächen können, Unglücklicher, und ich sollte es vielleicht auch, allein lebe, um dich immer zu erinnern, daß du dein Leben dem verdankst, dem du die Freyheit so schändlich gestohlen hast.

Da in einem der Kapitel vorstehender Reise auch der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Louisiana gedacht worden ist, und das Produkt dieser Pflanze durch die ganze Welt verbreitet und genossen wird, so wird es manchem Leser nicht unangenehm seyn, hier noch als Zugabe eine kurze Beschreibung jener Pflanze zu finden, welche aus: Dallas Geschichte der Maronen-Neger auf Jamaika genommen ist.

„Der botanische Name des Zuckerrohrs ist: Arundo saccharifera. Seiner Gestalt nach ist es ein mit Gelenken versehenes Rohr, das sich in Blätter endigt, deren Spitzen fein gezahnt sind. Der Halm desselben ist stark aber spröde, und hat zur Zeit der Reife eine schöne strohgelbe Farbe. Er enthält eine weiche, markige Substanz, von der man eine große Menge von völlig ausgebildetem Saft bekömmt, dessen Süßigkeit angenehmer ist, als die aller andern

Säfte der Natur, und der auch unter allen andern dem Geschmacke am wenigsten widersteht. Der Zwischenraum zwischen den knotigen Gelenken des Halm's ist nach der Verschiedenheit der Pflanze und der Fruchtbarkeit des Bodens verschieden, indem er eine Länge von einem bis zu sechs Zoll bekömmt, so wie auch der Durchmesser eine Stärke von einem bis zu dritthalb Zoll. Auch ist die Länge des Rohres überhaupt genommen verschieden, indem man Pflanzen von vier bis zu zwölf Fuß, von der Wurzel an bis zu dem obersten Gelenke, hat. Ursprünglich ist diese Pflanze ein Gewächs des Ostens, und sie wurde seit undenklichen Zeiten in Indien und Arabien gebaut; aber die eigentliche Zeit, wenn die Araber die Kunst, den Saft zu körnen, erfunden haben, ist unbekannt. Nach Europa ist das Zuckerrohr wahrscheinlich über das rothe Meer gekommen, und zwar spätstens zur Zeit der Kreuzzüge. Daß es in Westindien wild gewachsen, daran zweifelt man gegenwärtig aus guten Gründen nicht mehr, ob es gleich dem Entdecker Amerika's, Kolumbus, unbekannt geblieben. Die Entdeckung aber, daß man Zucker daraus bereiten könne, verdanken wir den Spaniern und Portugiesen, die wieder durch die Nationen des Osten mit diesem Geheimnisse waren bekannt gemacht worden. Um die Pflanze in ihrer ganzen Vollkommenheit zu erhalten, kann der Boden, der überdies die gehörige Lage haben muß, nicht fett genug seyn. In Westindien hält man zur Erzielung des meisten

und besten Zuckers die sogenannte Ziegeldammerde (brick-mold) von Jamaika für die beste Erdart, den aschenartigen Lehm (ashy loam) von St. Christoph jedoch ausgenommen. Jenes ist eine tiefe, warme milde Dammerde, die sich leicht bearbeiten läßt und aus einer gehörigen Mischung von Thon und Sand besteht. Die Oberfläche derselben wird nach einem Regen bald wieder trocken, behält aber in den unteren Lagen, selbst in der trockensten Jahreszeit, immer Feuchtigkeit. Diese vortreffliche Erdart, die sich auf Hispaniola im Ueberflusse findet, Jamaika aber nur spärlich zugetheilt ist, findet man hier bloß in einigen wenigen Kirchspielen. Zuckerrohrpflanzungen auf dieser Art von Boden geben, in guten Jahren, vom Morgen ohngefähr dritthalb Tonnen guten Zucker. An der Nordseite von Jamaika und besonders in dem Kirchspiele Trelawney giebt es eine andre Art von Boden, der auch Aerndten von vortrefflichem Zucker giebt. Dieser Boden ist zuweilen von gelber, häufiger aber von rother Farbe, die man in allen Schattirungen von der dunkeln Schokoladefarbe bis zum Scharlachroth findet, und wenn man die Erde anfeuchtet, so kann man damit färben. Sie besteht aus einem reinen Lehm und einer Mischung von Thon und Sand, ist tief, nicht schwer, von Natur trocken und hat die Eigenschaft, das Wasser lang an sich zu halten. Bleibt sie bey heißer Witterung den ausdörrenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wird dadurch ihre

Fruchtbarkeit für diese Aerndtezeit zerstört. Wo sich dieser Boden findet, da thut man am besten, die Art von Zuckerrohr zu pflanzen, die man Ratuhnzuckerrohr (ratoon canes) nennt. Dieser Ausdruck ist wahrscheinlich das verdorbene Spanische Wort Brotones, Schößlinge oder Knospen, denn die Ratuhn's sind Schoßreiser oder Sprößlinge, die von der Wurzel solcher Pflanzen aufschießen, die man vorher abgeschnitten hat. Ob nun gleich ein mit solchen Ratuhn's bepflanzter Morgen Landes nicht so viel Zucker giebt, als ein mit Mutterrohren bepflanzter, so erfordert er doch auch nur wenig Unkosten und Arbeit, und giebt seinem Besitzer im Laufe mehrerer Jahre vortheilhafte Aerndten. Der gewöhnliche Ertrag von solchen von dergleichen Lande genommenen Aerndten, ist von zehn Morgen jährlicher Ratuhn's sieben Oxhoft von sechzehn hundert Last. Die beste Zeit zur Pflanzung des Rohres sind die Monate zwischen dem August und dem November, denn nun befördern die im Herbste fallenden Regen das Wachsthum des jungen Zuckerrohres, und es kann, ehe der Sommer herbeykömmt, hinlängliche und saftige Blätter treiben, um die Wurzeln kühl und den Boden feucht zu erhalten.

Die gewöhnliche Art, das Land, in welches Zuckerrohr soll gepflanzt werden, vermittelst der Handarbeit zuzubereiten, ist folgende. Das Land wird zuerst in Quartiere von ohngefähr zwanzig Morgen abgetheilt; darauf

wird jedes dieser Quartiere, vermittelst einer an hölzernen Pflöcken befestigten Schnur, wieder in viereckige Beete von drey bis vier Fuß unterabgetheilt. Dann werden die zu dem Geschäfte des Pflanzens bestimmten Neger in eine Reihe, so daß auf jedes Beet einer kömmt, gestellt und angewiesen, fünf bis sechs Zoll tiefe Furchen in dasselbe zu ziehen. Um einen Morgen in einem Tage auf diese Art mit Furchen zu versehen, sind gewöhnlich vierzig Neger erforderlich. Wenn diese Neger müssen gemiethet werden, so macht diese Arbeit gewöhnlich eine Ausgabe von acht bis zehn Pfund. Die Schnittlinge, die auf diese Art gelegt werden, bestehen gewöhnlich aus den Spitzen des bereits ausgepreßten Rohres. Man legt sie horizontal in die Furchen und bedeckt sie zwey Zoll hoch mit Dammerde. Nach ohngefähr zwölf Tagen kommen die aus den Knoten der Schnittlinge hervorgetriebenen Halme zum Vorschein, und nach Verlauf von vier oder fünf Monaten, werden die Furchen eben gemacht. Bis die jungen Pflanzen zu einer beträchtlichen Höhe aufgewachsen sind, wird das Unkraut, das in einem so fetten Boden sehr gut gedeiht, fleißig mit dem Karst ausgejätet. In der ersten Hälfte des zweyten Jahres nach der Pflanzung, ist das Zuckerrohr reif für die Mühle, und die Monate vom December bis zum May, werden in Jamaika die Aerndtezeit genannt, und sie sind eine Zeit der Gesundheit, der Fröhlichkeit und der Feste. Der Saft des Zuckerrohrs hat einen so angenehmen Ge-

schmack und ist zugleich so nährend, daß die meisten Individuen der belebten Schöpfung durch den Genuß desselben gleichfalls neue Kraft bekommen. Ist nur einmal die Mühle in Bewegung gesetzt, so nimmt der Magre zu und die Kranken werden gesund, so daß die arbeitvolleste Zeit des Jahres zugleich auch die erfreulichste und erquickendste für Menschen und Thiere ist, denn der Zucker ist, seiner Substanz nach, nahrhaft und durchaus gesund, und hat, wie man behauptet, darzu beigetragen, den Scharbock und andere Krankheiten aus Europa zu verbannen. In Westindien wird der Saft, aus dem er bereitet wird, weil er jedem Geschöpfe, das ihn genießt, so angenehm und zugleich gesund ist, begierig eingeschlürft.

Auf Jamaika wird dieser Saft durch Mühlen, die von Thieren, vom Winde oder durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, ausgepreßt. Eine solche Zuckermühle besteht hauptsächlich aus drey aufrecht stehenden mit Eisen belegten Zylindern oder Walzen, die dreyßig bis vierzig Zoll lang sind und zwanzig bis fünf und zwanzig Zoll im Durchmesser haben. Die mittelste Walze, an der die bewegende Potenz angebracht ist, dreht die anderen beyden durch eingreifende Zähne. Zwischen diesen Walzen wird das Zuckerrohr zweymal gepreßt, wodurch aller Saft herausgedrückt wird, der dann in ein bleiernes Gefäß abläuft. Das so ausgepreßte Rohr aber wird

getrocknet, und mit den getrockneten Blättern, welche mit dem Namen des Abgangs (trash) belegt werden, zur Unterhaltung des Feuers beym Sieden der Flüssigkeit ge braucht. — Der Saft des Zuckerrohrs enthält acht Theile Wasser, einen Theil Zucker, einen Theil dickes Oel und schleimichtes Gummi und noch außerdem einen kleinen Theil von wesentlichem Oele.

Der Prozeß, den Zucker aus dem Rohre zu erhalten, ist folgender. Der von der Mühle ablaufende Saft wird vermittelst einer hölzernen mit Blei belegten Rinne in das Siedhaus geleitet, und hier in den Läuterkesseln, deren gewöhnlich drey sind, aufgefangen. Jeder Läuterkessel ist mit einem Hahne versehen, um die Flüssigkeit ablassen zu können. In Anstalten, wo jährlich zwey hundert Orhoft verarbeitet werden, hat jeder Läuterkessel einen flachen Boden, und hängt über einem besonderen Feuer, das auch seinen besonderen Schlott hat, der mit einem Schieber versehen ist, vermittelst dessen das Feuer ausgelöscht werden kann. Der Saft des Zuckerrohrs geht sehr schnell in Gährung über; sobald daher der Läuterkessel damit angefüllt ist, wird auch sogleich das Feuer angezündet und das Präzipitationsmittel (nämlich weißer Bristoler Kalk) hineingerührt. Da das Alkali des Kalkes die überschüssige Säure der Flüssigkeit neutralisirt, so wird ein Theil derselben die Basis des Zuckers. Für hundert Gallonen von der Flüssigkeit, ist gewöhnlich

eine halbe Pinte in heißem Wasser aufgelösten Bristoler Kalkes hinreichend. Der Läuterkessel muß so lange erhitzt werden, bis der Schaum anfängt, sich in Blasen zu erheben, aber die Flüssigkeit darf nicht bis zum wirklichen Sieden kommen. In diesem Augenblicke muß der oben erwähnte Schieber in dem Rauchfange zugeschoben und das Feuer ausgelöscht werden. So warm bleibt nun die Flüssigkeit so lange ruhig stehen, bis die Hefen sich zusammenziehn und als Schaum in die Höhe steigen. Dieser Schaum sinkt dann unzertheilt zu Boden und bleibt hier zurück, wenn nun die Flüssigkeit in den Abdampfungskessel oder in den großen kupfernen Kessel abgezogen wird. In diesem muß sie kochen und der noch darin befindliche Schaum wird, so wie er aufsteigt, abgeschöpft, bis durch wiederholtes Abschäumen und fortgesetztes Evaporiren die Quantität beträchtlich reduzirt und klebrigter wird. Dann wird sie in einen anderen kupfernen Kessel aus jenem geschöpft und hier noch mehr gekocht und abgeschäumt. Ist sie jetzt noch nicht durchsichtig, oder wird sie zu schnell eingedickt, so wird noch etwas Kalkwasser hinzugeschüttet. Nach einer bestimmten Zeit wird die Flüssigkeit, wenn sie hinlänglich reduzirt worden, um nun in einen dritten kleineren kupfernen Kessel zu gehen, in denselben, und endlich aus ihm in den letzten übergeschöpft. Dieser heißt der Probierkessel (teache), wahrscheinlich weil nun der Saft, wenn er in ihm befindlich ist, probirt wird, ob er wirklich die gehörige Konsistenz erhal=

ten hat. In diesem letzteren Kessel wird er nämlich noch so lange gekocht, bis er sich körnen läßt, da er dann von dem Feuer abgenommen wird. Dieser Theil der Arbeit heißt das Ueberstürzen (striking), weil nämlich nun der verdickte Syrup in den Kühlbottich übergeschöpft wird. Dieser ist ein hohles hölzernes Gefäß, das ohngefähr eilf Zoll tief, sieben Fuß lang und fünf bis sechs Fuß weit ist. Ein Kühlbottich von dieser Größe faßt ein Oxhoft Zucker. So wie er in demselben erkaltet, gerinnt er zu einer groben unregelmäßigen Masse unvollkommner Krystallen, indem er sich von der Melasse trennt. Aus dem Kühlbottich in dem Siedhause wird nun die so granulirte Masse zu einem Oxhoft, das in dem Raffinirhause (curing house) befindlich ist, gebracht. Dieses Haus ist ein großes, luftiges Gebäude, das mit einer Zisterne, oder einem Kühleimer versehen ist; über dieser Zisterne liegt ein Gestelle aus Balken gemacht und auf diesem stehen leere, oben offene Oxhofte. In den Boden eines jeden derselben sind acht bis zehn Löcher befindlich und durch jedes von diesen ist der Stiel eines Pisangblattes so gesteckt, daß er sechs Zoll unter das Gestelle hinabreicht. In diese Oxhofte wird nun die Masse aus dem Kühlbottich geschüttet, da denn die Melasse durch die schwammigten Stiele durchdringt und in die Zisterne läuft, und in ohngefähr drey Wochen wird dieser Zucker trocken und schön. Dann sagt man, daß er raffinirt (cured) sey, und der Prozeß ist zu Ende. In guten Jahren

werden von dieser kostbaren Substanz ohngefähr hundert und vierzig tausend Oxhofte von Jamaika nach Großbrittannien verschifft.

Aber die Wohlthätigkeit des Zuckerrohrs ist selbst nicht bloß hierauf beschränkt, denn selbst der Abgang und der Bodensatz dieser schätzbaren Pflanze geben einen der reinsten, wohlriechendsten und heilsamsten Spirituffe, die man kennt, nämlich den Rum. Es würde überflüssig seyn, die Bereitung desselben umständlich zu beschreiben, da man mit dem Destilliren in Europa hinlänglich bekannt ist, daher es hier wohl genug ist, bloß eine kurze Nachricht von den komponirenden Materialien und von dem, was der Prozeß eignes hat, zu geben. Um die Brennkolben und Schlangenröhren in Thätigkeit zu setzen, muß man ein Gefäß (cisterne) für die, durch die vorhergehenden Destillationen erhaltenen Hefen, (welche Dunder genannt werden und einen äußerst widrigen Geruch haben,) ein ähnliches für den Schaum, und mehrere Gährungskufen oder Zisternen haben, die alle so viel enthalten können, als der größte Brennkolben. In Jamaika werden diese Gährungskufen von Bohlen gemacht und in Thon befestigt, indem man diese beweglichen Gefäßen vorzieht, in den Brittischen Destillirs anstalten aber sind diese Gährungskufen unbekannt. Die Veränderung der Witterung hat nicht so leicht Einfluß auf sie, auch zerlechzen sie nicht so leicht, als unbefestigte Ge-

fäße, und dauern daher viel länger. Die Ingredienzien, die man zur Bereitung des Rums braucht, sind folgende: der von dem heißen Zuckerrohrsafte in dem Siedhause abgeschöpfte Schaum, an dessen Stelle man sich aber auch zuweilen des in dieser Absicht frisch ausgepreßten Saftes selbst bedient, Hefen oder Dunder und Wasser, da denn der Gebrauch der Hefen keinen andern Zweck hat, als den, die Gährung zu bewirken. Wenn diese Ingredienzien in den Gährkufen oder Zisternen gut durch einander gemischt und ziemlich kalt geworden sind, so erreicht die Gährung binnen vier und zwanzig Stunden den Grad der Stärke, der erforderlich ist, um die gehörige Quantität Melasse zuzusetzen, nämlich zu jeden hundert Gallonen der gährenden Flüssigkeit, drey Gallonen Melasse, und einen oder zwey Tage später, da nun die Flüssigkeit einen hohen Grad der Gährung erreicht hat, bewirkt man noch einen ähnlichen Zusatz. Sobald sie hell wird und einige helle Luftbläschen in ihr aufzusteigen anfangen, dann ist der rechte Zeitpunkt zur Destillation da, und sie muß nun in den größten Brennkolben übergezogen und darin zum Sieden gebracht werden. Wenn dies ohngefähr zwey Stunden gedauert hat, so gehen die Dämpfe oder der Geist in einem krystallhellen Strome durch die Schlangenröhre über, welche Operation so lange fortgesetzt wird, bis er nicht mehr brennbar ist. Der auf diese Art erhaltene Geist wird schwacher Wein (low wines) genannt, und muß, um Rum nach der Jamai-

Bayerische Staatsbibliothek München

ka-Probe zu werden, noch einmal destillirt werden. Das Verhältniß des Rums zu der Zuckerärndte wird auf Jamaika gewöhnlich wie drey zu vier angenommen, allein man glaubt, daß es, fürs Ganze genommen, zu groß sey, und daß man der Wahrheit näher komme, wenn man zweyhundert Gallonen Rum auf drey Oxhofte Zucker oder zwey Drittheile von Rum auf die Zuckerärndte rechne.

Ende des zweyten und letzten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Perrin du Lac, François Marie,

Reise in die beyden Louisianen unter die wilden Völkerschaften am Missouri, durch die vereinigten Staaten und die Provinzen am Ohio, in den Jahren 1801, 1802 und 1803 nebst einer Darstellung der Sitten, der Lebensweise, des Charakters und der religiösen und bürgerlichen Gebräuche der verschiedenen
Bd.: 2

Leipzig 1807

It.sing. 750 m#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467713-0